

Horst Hoffmann (Hrsg.)
UNTER FREMDEN STERNEN
6 Stories von Perry Rhodan-Autoren

Inhalt

Marianne Sydow
Proben für Eurydike

Kurt Mahr
Das Transformsyndrom

Robert Feldhoff
Unter dem Regenbogen

Ernst Vlcek
Spiegelkabinett

Horst Hoffmann
So viele Sterne am Himmel, und irgendwo dort oben du

Peter Griese
Semmel's Hot Shots

Marianne Sydow
Proben für Eurydike

Wir schreiben das Jahr 278 NGZ.

Es ist eine geschäftige, aber dennoch ruhige Zeit. Die Bewohner der Milchstraße werden weder von Kriegen noch von kosmischen Katastrophen bedroht. In aller Ruhe können sie sich dem Auf- und Ausbau von Kolonien und Handels-Stützpunkten widmen. Die Kosmische Hanse wird allmählich zu dem, als was ihr Gründer, Perry Rhodan, sie sich vorgestellt hat.

Aber auch wenn es zur Zeit friedlich zugeht in der guten, alten Milchstraße - auf eine gute Portion Vorsicht möchte niemand verzichten, und so gibt es auch weiterhin Stützpunkte und Stationen, die vorwiegend militärische Aufgaben erfüllen.

Zu diesen Einrichtungen gehört R-1972, eine Relais- und Ortungsstation. R-1972, von der ersten Stammbesatzung mit offenem Hohn auf den Namen

UNKATORUN (arkonidische Bezeichnung für einen „Aussichtspunkt in besonders idyllischer Umgebung“) getauft, ist außerhalb der Milchstraße postiert, im sternlosen Raum, mitten im Nichts. Man hat von dort aus einen recht guten Blick auf Andromeda und natürlich auch auf einen Teil der Milchstraße. Ansonsten ist die Aussicht vorwiegend schwarz.

Das Leben in UNKATORUN ist nicht gerade aufregend für die rund eintausend Besatzungsmitglieder. Diese Leute haben einen ausgesprochen ruhigen Job, vor allem in diesen friedlichen Zeiten. Anders ausgedrückt: der Dienst in UNKATORUN ist entsetzlich langweilig.

Natürlich ist UNKATORUN kein Einzelfall. Es gibt noch eine Menge anderer Stationen, auf denen es genauso langweilig zugeht, die aber - wie auch R-1972 - zu wichtig sind, als daß man sie auf automatische Weise betreiben könnte. Um der Langeweile und den daraus entstehenden Schwierigkeiten vorzubeugen, gibt man solchen Stationen buntgemischte Besatzungen aus Vertretern der verschiedensten Milchstraßenvölker und versorgt diese Besatzungen mit einem möglichst großen Angebot an Freizeitaktivitäten. Dazu gehört - nach alter Tradition - auch ein Theaterzirkel, und schon seit vielen Jahren findet alljährlich ein Festival statt, auf dem die besten dieser Laien-Theatergruppen ihr Können demonstrieren.

Die Theatergruppe von R-1972 hat sich schon seit Jahren einen Stammplatz bei diesem Festival erobert - gewonnen aber hat sie noch nie. Und das - so meint der neue Kommandant von UNKATORUN - soll ab sofort anders werden ...

Quammelruy war ein Matten-Willy und gehörte offiziell zur medizinischen Abteilung von UNKATORUN. Es war der einzige Matten-Willy in der Station, und das bedeutete, daß er ein ziemlich einsames Wesen war. Matten-Willys lieben es, in Gesellschaft von Artgenossen zu leben. Abgesehen davon, daß Quammelruy unter der Einsamkeit litt, vermißte er auch das, was ihn davon hätte ablenken können: Arbeit. Er hatte nie etwas zu tun. Die Bewohner der Station brauchten einen Matten-Willy genauso dringend, wie Quammelruy einen Abendanzug benötigte. Aus diesem Grund war er sehr erfreut gewesen, als man ihn gebeten hatte, bei der Theatergruppe mitzumachen.

Inzwischen hatte sich seine Begeisterung gelegt.

Dabei liebte er das Theater. Er lebte auf, wenn das Licht im kleinen Zuschauerraum erlosch, die Bühne in hellem Licht erstrahlte, der altmodische Vorhang sich öffnete und der Beifall erklang. Er genoß jede einzelne Sekunde, die er dort verbrachte, und er war fest entschlossen, nach Beendigung seiner Dienstzeit Schauspieler zu werden. Warum auch nicht? Er war schließlich ein Matten-Willy, und er konnte - in gewissen Grenzen — jede beliebige Gestalt annehmen. Das hatte seine Vorteile ...

...und Nachteile. Zum mindest hier, in R-1972.

Diese Nachteile hatten etwas mit der Situation in UNKATORUN im allgemeinen und den Traditionen der Theatergruppe im besonderen zu tun. Eine Theatergruppe braucht Zuschauer, und deren Zahl war in der kleinen Welt von UNKATORUN von Natur aus begrenzt. Die Leute, die hier arbeiteten, hatten

ein großes Bedürfnis nach Abwechslung und Unterhaltung. Wenn sie in "ihr" Theater gingen, dann wollten sie sich amüsieren. Todernste, problembeladene Stücke kamen bei ihnen nicht an. Außerdem haßten sie Wiederholungen. Sie erwarteten eine Vorstellung pro Woche, und es mußte jedesmal ein anderes, unter allen Umständen amüsantes Stück sein. Es interessierte sie nicht im geringsten, daß die "Schauspieler" unmöglich eine komplette Rolle pro Woche einstudieren konnten. Sie erwarteten es einfach, und damit basta.

Das war die eine Schwierigkeit.

Die andere ergab sich aus der Tatsache, daß die Theatertradition verlangte, daß alles so echt wie nur irgend möglich zu sein hatte, andererseits aber die Beschaffung von Requisiten mit großen Schwierigkeiten verbunden war. Und abgesehen davon wollten die Darsteller und sonstigen Mitarbeiter auch noch ein bißchen Spaß an der ganzen Sache haben.

Den Ausweg aus diesem Dilemma hatte die Gruppe schon vor vielen Jahren gefunden, und obwohl die Besetzung inzwischen schon mehrmals gewechselt hatte, blieb man dem alten Rezept treu. Damals hatte irgendein Neuling seine Lieblingslektüre mit an Bord gebracht: eine umfangreiche Serie von uralten Wildwestromanen. Böse Zungen behaupteten, daß die Zeitgenossen des Autors diese Romane als reinen Schund eingestuft hatten, aber das kümmerte niemanden. Tatsache war, daß sich diese Romane leicht und einfach nachspielen ließen, denn der Handlungsablauf verlief immer nach demselben Schema: einsamer Reiter - Typ harte Schale über weichem Kern - findet anständige Farmersleute, die von bösem Schurken bedroht werden. Natürlich rettete der einsame Reiter stets die Guten, und die Bösen mußten ins Gras beißen. Auch die Typen, die in den verschiedenen Stücken vorkamen, blieben sich bis auf geringe Unterschiede stets gleich, was einige Leute dazu veranlaßt hatte, in dem angeblichen Autor einen Computer mit geringer Variationsbreite zu vermuten. Dieser Einwand war lächerlich, denn als die betreffende Serie entstand, hatte es derartige Computer noch gar nicht gegeben.

Die Gruppe beschloß, sich dieser Serie anzunehmen, und dies war ein sehr kluger Entschluß. Man brauchte nur eine begrenzte Zahl an Requisiten und Kostümen, und die Darsteller brauchten ihre Rollen nicht auswendig zu lernen. Sobald sie einmal den Typ, den sie verkörperten, richtig kannten, brauchten sie nur noch die Geschichte zu kennen, die sie spielen sollten. Alles andere kam ganz von selbst. Der besondere Clou an der ganzen Sache bestand darin, daß man die Stücke im Stil jener Zeit spielte, in der die Romane entstanden waren: auf einer richtigen, altmodischen Bühne, ohne all die technischen Spielereien, die eigentlich längst ganz selbstverständlich waren. Meistens übertrieb man es noch ein bißchen, sehr zum Vergnügen der Zuschauer, die es lustig fanden, wenn ein Geist an einem armdicken Seil über die Bühne schwebte oder ein Schurke nach seiner Erschießung hektisch nach dem Beutel mit der roten Farbe suchte, bevor er endgültig umkippte.

Allen bösen Nachreden zum Trotz hatte die Gruppe mit ihrer Taktik Erfolg. Die Bewohner von UNKATORUN liebten ihr Theater, die Theaterleute selbst waren

mit Feuereifer und viel Vergnügen bei der Sache, und wenn sie beim Festival noch nie gewonnen hatten, dann lag das einzig und allein daran, daß sie das Festival nicht so wichtig nahmen.

Nur eines hatte sie von Anfang an gewurmt: in ein Wildweststück gehörten Tiere. Der einsame Reiter brauchte sein treues Pferd, der anständige, aber arme Farmer seine einzige Kuh oder eine Ziege, des Farmers Töchterlein den Puma, der es - mit oder ohne Kind - zu fressen wünschte, des Farmers Sohn den treuen Hund, um nur einige Beispiele zu nennen. Abgesehen davon war es langweilig, den Schurken immer nur zu erschießen.

Der Ausweg aus diesem Dilemma war ein Matten-Willy.

Anfangs hatte Quammelruy noch geglaubt, er sei der Truppe wie ein rettender Engel in die Quere gekommen, aber inzwischen wußte er, daß es schon seit vielen Jahren jeweils mindestens einen Matten-Willy in der Station gegeben hatte. Irgendwie hatten es die Leute von UNKATORUN immer wieder so hingedreht, daß ihnen ein Matten-Willy zugeteilt wurde. Offiziell für die medizinische Abteilung. Inoffiziell für die Theatergruppe. Alle Matten-Willys hatten treu und brav mitgespielt, wie es eben ihre Art war. Keiner hatte jemals protestiert. Es hatte allerdings auch keiner darum gebeten, länger als vorgesehen in der Station bleiben zu dürfen. Keiner von ihnen hatte eine besondere Leidenschaft für das Theaterspielen entwickelt.

Bis auf Quammelruy.

Er liebte die Bühne. Er fühlte sich dort in seinem Element. In ihm erblühten im Licht der Scheinwerfer verborgene Talente, und es zog ihn mit aller Macht zu Höherem hin.

Und dann war er wieder nur eine Kuh, eine Ziege, ein Pony, ein Puma, ein Hund, manchmal sogar ein Schwein. Als Pony durfte er wenigstens das Ende des Stücks erleben. Als Puma waren seine Auftritte zwar eindrucksvoll, aber äußerst kurz, denn der einsame Reiter pflegte derartiges Getier mit Hilfe einer Gewehrkugel aus dem Verkehr zu ziehen. Als Hund drohte ihm ein ähnliches Schicksal - entweder war er von der Tollwut befallen, oder er wurde in Ausübung seiner Pflicht von dem bösen Schurken erschossen. Als Kuh, Ziege oder Schwein erging es ihm nicht besser. Und wenn er einen Menschen spielte, was auch vorkam, dann war es einer von den Bösewichten, die gleich nach ihrem ersten Auftritt eine malerische Leiche abzugeben hatten.

Er verstand sich mittlerweile darauf, Leichen darzustellen und eines theatergerechten Todes zu sterben. Es bereitete ihm keine Schwierigkeiten, solche Rollen zu spielen, und er war in der Rolle jedes beliebigen Tieres exzellent. Das sagten alle, und sie meinten es ehrlich.

Aber selbst wenn er in der Gestalt eines Menschen die Bühne betrat, hatte er nie mehr zu sagen als "Ah - uh - oh - würg" oder so ähnlich.

Er wünschte sich nichts sehnlicher als eine Sprechrolle, aber seine Chancen, jemals eine zu bekommen, waren äußerst gering. Der Grund dafür war einfach: es gab für alle normalen Rollen genug potentielle Darsteller. Nur für die Tiere gab es niemanden außer Quammelruy, weil es in R-1972 nun mal keine Tiere

gab - zumindest galt das für Pferde, Kühe, Schweine, Pumas und so weiter. Und wenn ein Schurke eines besonderen Todes sterben sollte, dann war der Matten-Willy die beste Lösung.

“Hamlet!” sagte er fast unhörbar zu sich selbst, während er in der Gestalt des Ponys vor einer Baumkulisse stand und so tat, als fräße er von dem künstlichen Gras. “Oder Romeo. Das wären Rollen für mich!”

Er liebte die alten Terraner über alles.

Offenbar hatte er doch ein bißchen zu laut gesprochen.

“Du sollst nicht quatschen, sondern prusten und schnauben!” zischte Tabarin, der einsame Reiter, ihm wütend zu.

Gleichzeitig erklang es von hinter den Kulissen, wo sich die Effektemacher die Zeit mit Pokern vertrieben, laut und deutlich:

“Ich steige aus.”

“Und ich will sehen.”

Von der Seite her, deutlich zu sehen für das Publikum, aber nicht für den einsamen Reiter, der sich gerade ein paar einsame Würstchen briet und dabei sein ebenfalls sehr einsames Feuerchen aus roten und gelben Papierfetzen bewachte, schllichen sich drei Gestalten an - Bösewichte natürlich, die den einsamen Reiter dorthin zu befördern wünschten, wo er dann endgültig seiner Einsamkeit frönen konnte. Drei Ertruser hatten diesen Part übernommen. Sie schllichen so lautstark, daß die Würstchen in Tabarins Pfanne hüpfen.

“Ruhe!” schrie einer von ihnen so laut, daß die Kulissen zu wackeln begannen.

Quammelruy bekam einen solchen Schrecken, daß er die Kontrolle über die langen Pferdebeine verlor, die plötzlich ganz weich wurden. Um der drohenden Bauchlandung zu entgehen, verkürzte er die langen Stakser ganz einfach. Die Folge davon war, daß er eher wie ein Nilpferd als wie ein Pony aussah. Einer der Ertruser sah es und bekam einen Lachanfall, dem sich seine beiden Kumpane anschlossen, während Tabarin verzweifelt versuchte, die papierenen Flammen seines Lagerfeuers beisammenzuhalten.

“Aus!” schrie Kosamu, der Regisseur, aus dem Zuschauerraum. Er kletterte auf die Bühne, verschwand für kurze Zeit hinter den Kulissen und führte dort eine Diskussion mit den Pokerspielern.

“Kommt gar nicht in Frage!” sagte derjenige, der vorher aufgegeben hatte. “Wir machen Effekte, aber wir geben keine Stichwörter!”

“Ich weiß”, erwiderte Kosamu gelassen. “Ich bin ja hier auch nur der Regisseur. Ich gebe Anweisungen, wie etwas auszusehen hat, und ich kontrolliere nicht den Inhalt der diversen Behälter, die ihr angeblich für eure Arbeit braucht. Aber vielleicht sollte ich mich mal um diese Dinge kümmern. Am besten fange ich mit der Flasche an, die hier auf dem Tisch steht!”

“Schon gut!” sagte jemand sehr hastig. “Mal ein kleines Stichwörtchen kann ja nicht schaden. Wir machen das schon.”

Kosamu kehrte zufrieden zurück.

“Wir nehmen die Szene einfach rein”, erklärte er seinen Darstellern. “Quam - du wirst doch diesen Trick hoffentlich wiederholen können?”

“Selbstverständlich”, versicherte der Matten-Willy.

Kosamu befahl den drei Ertrusern, auf die Kulissen zu achten, und Tabarin bekam die Anweisung, das “Feuer” einfach fliegen zu lassen und sich statt dessen um die anschleichenden Schurken zu kümmern.

“Alles noch mal von vorne!” befahl Kosamu dann und verschwand von der Bühne.

Alles nahm seinen Lauf, und die drei Ertruser ließen mit ihrem Gelächter zwar nicht die Kulissen, wohl aber einen im Vordergrund stehenden Kaktus umkippen. Kosamu gab Anweisung, das gute Stück beim nächstenmal festzunageln.

Der einsame Reiter erledigte die Schurken, fand des braven Farmers Töchterchen im Lager der Räuber und befreite es mitsamt dem Baby, das dieses Töchterchen inzwischen zur Welt gebracht hatte. Das Baby war ein Swoon, der in ein Taufhemdchen geschlüpft war. Als der einsame Reiter durch die Bretterwand des Schuppens krachte, in dem Mutter und Kind gefangen waren, verlor der Swoon für einen Augenblick die Nerven und rannte davon. Kosamu bekam einen Lachkrampf, und die überall herumliegenden Leichen der Räuber platzten fast vor Vergnügen, als Tabarin das erstaunlich flinke Gurkenwesen quer über die ganze Bühne verfolgte. Tabarin bekam das Geschöpf schließlich zu packen. Der Swoon zeterte wütend unter seinem Taufhemdchen, das rüschenbesetzte Häubchen verschob sich, und der Swoon gab dem einsamen Reiter, der sich vor Lachen kaum noch halten konnte, einen kräftigen Nasenstüber. Tabarin stutzte, besann sich, drückte die weißgekleidete Gurke zärtlich an sich und sagte mit großartigem Pathos in den Zuschauerraum hinein:

»Die Todesangst verlieh dem Säugling Flügel. Doch flog er, Gott sei Dank, nicht gleich bis ins Reich der Engel!“

Die gesammelten Räuberleichen brachen in brüllendes Gelächter aus. Kosamu stand dicht vor dem Ersticken, und auch Tabarin konnte nicht mehr an sich halten. Er setzte den Swoon ab und torkelte von der Bühne. Der Swoon blieb am Rand der Bühne stehen, brachte hastig das Häubchen und das Taufhemd wieder in Ordnung und besann sich dann endlich auf die Rolle, die er zu spielen hatte. Er ließ sich fallen, strampelte und schrie nach seiner Mama. Aber die war im Augenblick noch damit beschäftigt, ihre Fassung wiederzugewinnen. Der Swoon verlor die Geduld, richtete sich auf und rief wütend:

“Wo bleibst du denn, du dumme Kuh? Eine schöne Mutter bist du mir! Alles muß man selber machen!”

Sprach's und machte sich mit wehendem Taufhemd auf die Wanderschaft, wiederum quer über die ganze Bühne, bis er endlich vor seiner “Mutter” stand. Amida, eine bildhübsche Akonin, die die Farmerstochter spielte, richtete sich in den Trümmern des Schuppens auf, breitete die Arme aus und rief überschwenglich:

“Sei mir willkommen, mein verlorener Sohn!”

Dann drehte sie sich plötzlich um und floh prustend in die Kulissen. Der Swoon sah ihr entgeistert nach. Schließlich drehte er sich in Richtung Zuschauerraum

und hob resignierend die dünnen, grünen Ärmchen.

“Das wird nie eine vernünftige Mutter!” teilte er dem Regisseur mit.

Ein ersticktes Röcheln antwortete ihm. Tabarin zog geistesgegenwärtig den Vorhang zu.

Sie brauchten eine halbe Stunde, um dem “Baby” die ursprüngliche Begeisterung für das Theater wieder einzureden. Kosamu änderte das Stück ab, übernahm auch diese dem Zufall entstammende Szene und überzeugte den Swoon davon, daß er durch diese Szene zum Publikumsliebling aufsteigen werde. Der Swoon glaubte es.

Quammelruy glaubte es ebenfalls. Auch er hatte sich köstlich amüsiert. Aber während die anderen - immer noch lachend - davongingen, blieb er selbst noch einige Zeit auf der Bühne, und er war völlig außerstande, die Gefühle, die ihn zu diesem Zeitpunkt bewegten, auseinanderzusortieren.

Er hatte an diesem Abend keine rechte Lust, allein in seinem Quartier herumzusitzen, aber andererseits war ihm auch nicht nach Gesellschaft zumute. Darum ging er schließlich in die medizinische Abteilung.

Diese war sehr klein und umfaßte nur wenige Räume. Einer davon gehörte dem einzigen Arzt von UNKATORUN, und dieser Arzt war zufällig Terraner. Seitdem Quammelruy seine Liebe zum Theater entdeckt hatte, entwickelte er eine gewisse Schwäche für Terraner. Natürlich gab es auch auf anderen Planeten gute Bühnen, und abgesehen davon war es dem Matten-Willy klar, daß nicht jeder Terraner zwangsläufig auch etwas von den terranischen Klassikern verstehen mußte. Aber als er Doc Hurley plötzlich vor sich sah, konnte er nicht widerstehen.

“Ich möchte mit dir sprechen”, sagte er.

Doc Hurley sah ihn nachdenklich an und nickte.

“Komm”, sagte er. “Da drinnen ist es gemütlicher als auf dem Korridor. Was hast du denn auf dem Herzen?”

“Ich fühle mich unterfordert”, erklärte Quammelruy.

“Hm”, machte Doc Hurley. “Das kann ich sehr gut verstehen. Es gibt hier nicht genug Arbeit für einen Matten-Willy.

Im Grunde genommen gibt es noch nicht einmal genügend Arbeit für einen Arzt. Ich weiß nicht, woran es liegt, aber die Bewohner von UNKATORUN sind geradezu unverschämmt gesund. Immerhin - da sind zwei oder drei Fälle, um die du dich ein bißchen kümmern könntest...”

“Es geht nicht um meine Arbeit!” erklärte Quammelruy.

“Nicht?” Doc Hurley betrachtete den Matten-Willy überrascht. “Aber worum geht es dann?”

“Um die Theatergruppe.”

“Aha”, machte der Arzt, aber es klang nicht sehr geistreich.

“Ich bekomme immer wieder nur dieselben Rollen”, begann Quammelruy und stürzte sich Hals über Kopf in eine Schilderung dessen, was ihn bedrückte. Doc Hurley, der ein sehr höflicher Mensch war, hörte geduldig zu.

“Ich will endlich mal eine richtige Rolle haben”, schloß Quammelruy geraume

Zeit später. "Eine, in der ich auch etwas sagen darf. Verstehst du das?"

"Nun ja", murmelte der Arzt vorsichtig. "Ich nehme an, daß dazu auch eine gewisse Begabung gehört!"

Quammelruy nahm flink die Gestalt eines Terraners an und imitierte auch gleich das passende Kostüm. Er sprang auf und stellte sich in Positur.

"Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage", deklamierte er. "Ob's edler im Gemüt..."

"Um Himmels willen, hör auf!" stöhnte Doc Hurley.

"War ich so schlecht?" fragte Quammelruy erschrocken.

"Nein, aber darum geht es überhaupt nicht. Ich kann das einfach nicht mehr hören! Mein Vater hatte einen Tick - der brachte das bei jeder unpassenden Gelegenheit. Und wenn es nur mein Vater gewesen wäre ... aber lassen wir das. Du willst also ernsthaftes Theater spielen?"

"Ja!"

"Na schön. Paß auf, Quammelruy, ich verrate dir ein Geheimnis: du weißt doch sicher, daß wir einen neuen Kommandanten haben?"

"Wenn das das ganze Geheimnis ist..."

"Sei nicht so ungeduldig! Harsten ist sehr ehrgeizig, und er ist außerdem Terraner. Er ist sogar ein verkappter Künstler. Weißt du, er malt - oder zumindest nennt er das, was er in seiner Freizeit tut, Malerei. Wenn du mich fragst...aber das tut nichts zur Sache. Er hat jedenfalls eine Schwäche für alles, was man irgendwie als Kunst bezeichnen könnte. Hier in R-1972 ist damit nicht viel los, aber er will das ändern. Und die Theatergruppe soll den Anfang machen, weil sie in Kürze zu diesem Festival fährt. Harsten hat eine Menge Fäden gezogen, um einen Regisseur in seine Station zu holen. Einen richtigen Regisseur - einen Künstler. Der Mann hat schon viele Preise gewonnen. Das hat ihn zwar nicht reich gemacht, aber das hat ja auch nicht viel zu sagen. Auf jeden Fall wird er morgen hier eintreffen und die Theatergruppe übernehmen. Mit seiner Hilfe sollt ihr in diesem Jahr beim Festival einen ersten Preis gewinnen."

"Glaubst du, daß er mir eine richtige Rolle geben wird?"

Doc Hurley betrachtete den Matten-Willy und dachte an das, was er über den terranischen Kunstrummel wußte. Er schluckte einen Seufzer hinunter und sagte sich, daß man tolerant sein mußte. Seine Vorurteile gingen dieses Wesen nichts an, denn Quammelruy mochte diese Dinge ganz anders sehen.

"Er wird dich deiner Begabung entsprechend einsetzen", versicherte er wider besseres Wissen, aber gleichzeitig beruhigte er sich mit der Überlegung, daß Maraston gar nichts anderes übrigbleiben würde, als jeden zu beschäftigen, der überhaupt bereit war, unter ihm zu arbeiten. Vielleicht sah ein Matten-Willy in diesem Mann Qualitäten, die andere Wesen nicht zu würdigen wußten. Und außerdem würde auch Maraston einige Zugeständnisse machen müssen. Harsten hatte ihn zu einem bestimmten Zweck geholt. Und ohne Schauspieler konnte man kein Festival gewinnen.

Doc Hurley kannte einige von Marastons "Kunstwerken". Sie hatten zumindest einen Vorteil: man konnte sie in Ruhe betrachten, ohne dabei von anderen

gestört zu werden, denn die Zahl derer, die diese unvergleichlichen, kulturellen Kostbarkeiten zu sehen wünschten, war gering. Früher hatte Maraston einflußreiche Freunde gehabt, die ihm verschiedene Kunstreise zuschanzten, aber damit war es offenbar auch vorbei. Sonst hätte Maraston sich niemals bereit erklärt, nach R-1972 zu kommen. Der Mann befand sich auf dem absteigenden Ast, und er hatte nach einem Strohhalm gegriffen - das war ganz natürlich.

Und Quammelruy?

"Ich will ja nur endlich einmal eine richtige Rolle haben", sagte der Matten-Willy. "Ich möchte nur ein einziges Mal im Mittelpunkt einer Aufführung stehen, anstatt alle möglichen Viecher zu spielen!"

Doc Hurley sagte sich, daß Quammeluys Dienstzeit in R-1972 ohnehin fast abgelaufen war. Wenn es schiefging, konnte man ohne weiteres eine vorzeitige Versetzung bewirken.

"Du wirst eine solche Rolle bekommen", versprach er. "Und falls es nicht klappen sollte, werde ich dafür sorgen, daß du UNKATORUN verlassen kannst, falls das dein Wunsch ist."

"Ich will zum Theater!" rief der Matten-Willy mit unerwarteter Leidenschaft.
"Ich will ein Schauspieler sein!"

Damit rauschte Quammelruy davon. Doc Hurley sah ihm nach. Dann fiel ihm siedendheiß ein, daß die rund fünfzig Topsider von UNKATORUN dem wichtigsten Feiertag ihres Volkes entgegenfieberten und daß dazu einige Vorbereitungen gehörten. Es gab da einen ganz bestimmten Trank, den man in einer Raumstation nicht zubereiten konnte. Es war Aufgabe des Stationsarztes, für einen würdigen Ersatz zu sorgen. Doc Hurley machte sich daran, einige Geräte, die zum medizinischen Gebrauch bestimmt waren, einem ganz anderen Zweck zuzuführen. Es war eine knifflige Aufgabe, denn die Topsider neigten an diesem Tag zu Verbrüderungsszenen, bei denen der gewisse Trank eine wichtige Rolle spielte. Man mußte dafür sorgen, daß das Destillat nicht nur den Topsidern, sondern auch allen anderen Bewohnern von UNKATORUN bekam. Das Rezept war seit langem erforscht, aber die Zubereitung erforderte einige Aufmerksamkeit.

Doc Hurley machte sich ans Werk.

Quammelruy begab sich inzwischen zur Hauptschleuse, wo er feststellte, daß tatsächlich ein Versorgungsschiff eintreffen sollte. Man erwartete es in wenigen Stunden.

Der Matten-Willy hatte es plötzlich sehr eilig.

Pünktlich fünf Minuten vor Ankunft des Schiffes stand er vor der Schleuse bereit. Er war nicht der einzige, der hier bereits wartete, aber das störte ihn nicht. Er wußte, was er zu tun hatte. Vor unerwartetem Publikum hatte er keine Angst. Das Schiff war bereits auf den Bildschirmen zu sehen. Wenig später hörte man allerlei Geräusche, die von der Außenhülle der Station kamen und unter anderen Umständen sehr beunruhigend gewirkt hätten. Es begann zu rumpeln und zu surren - Versorgungsgüter wurden in die Station geschafft, noch ehe der erste Passagier das Schiff verließ. Aber schließlich kamen sie doch, insgesamt rund

fünfzig Milchstraßenbewohner unterschiedlicher Herkunft, die für die nächste Zeit in R-1972 Dienst tun sollten. Ebenso viele Wesen würden die Station verlassen, sobald das Schiff startbereit war.

Quammelruy betrachtete die Neuankömmlinge sehr aufmerksam. Er ging davon aus, daß der neue Regisseur zwangsläufig ein Terraner sein mußte. Davon gab es ein knappes Dutzend. Quammelruy entschied sich nach kurzem Zögern für einen jungen Mann, der langes Haar hatte, eine altmodische Brille trug und auffallend gekleidet war.

“Gestatten?” sagte der Matten-Willy geziert und vollführte eine graziöse Verbeugung - er stellte jetzt einen Diener vom Hof irgendeines Königs dar. “Ist es mir erlaubt, Ihr Gepäck zu tragen, Sire?”

Der junge Mann sah ratlos drein.

“Ich habe kein Gepäck”, murmelte er verlegen. “Es wird erst später in die Station gebracht.”

Quammelruy setzte gerade zu einer neuen Verbeugung an, als ihn jemand anrempelte. Er verlor das Gleichgewicht und plumpste zu Boden.

“Tölpel!” brummelte der, der ihn zu Fall gebracht hatte.

Quammelruy rappelte sich wütend auf.

“Selber Tölpel!” fauchte er zurück. “Kannst du nicht aufpassen?”

Der Fremde musterte ihn erstaunt. Der Matten-Willy starrte zurück. Er sah einen Terraner mittleren Alters mit einem fleischigen, verkniffen wirkenden Gesicht. Der Mann hatte ein wuchtiges, glattrasiertes Kinn und stechende, schwarze Augen.

Plötzlich hob der Fremde den Kopf in einer arroganten Gebärde und stieß dabei ein meckerndes Lachen aus.

“Deine Perücke fließt weg!” verkündete er.

Quammelruy bemerkte erschrocken, daß er für einen Augenblick vergessen hatte, die Kontrolle über seine Gestalt zu wahren.

“Seht euch diese Witzfigur an!” rief der Fremde so laut, daß alle es hörten und sich umdrehten. “Der hat wohl nicht alle Tassen im Schrank!”

Und damit wandte er sich ab und marschierte davon.

Quammelruy wäre am liebsten im Boden versunken. Zum Glück lachten nur wenige, und die Menge zerstreute sich schnell. Nur der junge Mann, den Quammelruy für den neuen Regisseur hielt, war noch da. Er betrachtete den Matten-Willy mitleidig.

“Warum hast du dich so zurechtgemacht?” fragte der Terraner. “Wolltest du jemanden überraschen?”

“Ja, dich”, gestand Quammelruy kleinlaut ein. “Ich wollte dir beweisen, daß ich ohne weiteres auch einen Menschen spielen kann.”

“Das hätte ich dir auch so geglaubt. Ich hatte schon viel mit Matten-Willys zu tun. Es ist sehr angenehm, mit Angehörigen deines Volkes zu arbeiten.”

Quammeluys Herz tat einen Sprung.

“Dann würdest du mir doch sicher auch eine Rolle geben?” fragte er erfreut.

“Weißt du, eine richtige Rolle, in der ich auch mal etwas sagen darf. Das

würdest du doch tun, nicht wahr? Doc Hurley hat das auch gesagt!"

"Moment mal", rief der junge Terraner. "Ich verstehe kein Wort. Wovon redest du überhaupt?"

"Von der Theatergruppe natürlich."

"Aha. Und was habe ich mit der Theatergruppe zu tun?"

"Nun, du bist doch der neue Regisseur... oder etwa nicht?"

"Etwa nicht trifft zu", erklärte der Terraner mit Nachdruck. "Ich heiße Odjar, und ich bin hier, um den medizinischen Laboranten abzulösen. Gibt es bei euch viel Arbeit?"

"Nein", sagte Quammelruy niedergeschlagen. "Ich kann dich zur medizinischen Abteilung führen, wenn du möchtest."

"Das wäre sehr freundlich von dir. Aber vielleicht liegt dir mehr daran, diesen komischen Regisseur kennenzulernen."

"Du weißt, wer es ist?" rief Quammelruy überrascht.

"Selbstverständlich. Der Kerl ist mir während der Reise oft genug auf die Nerven gegangen. Du kennst ihn bereits."

Quammelruy sagte sich verzweifelt, daß es nicht wahr sein durfte.

"Es ist das arrogante Ekel, das dich umgerannt hat", fuhr Odjar seelenruhig fort.

"Wenn du dich beeilst, kannst du ihn sicher noch einholen."

"Ich möchte lieber darauf verzichten", sagte Quammelruy deprimiert.

Er brachte Odjar zu Doc Hurley und machte sich dann eilig wieder aus dem Staub.

"Was hat er denn?" fragte Doc Hurley verwundert.

"Soviel ich verstanden habe, geht es um den neuen Regisseur für die Theatergruppe", erwiederte Odjar. Und auf die Bitte des Arztes hin erzählte er von dem Zusammenstoß, den es gegeben hatte.

"Das war's dann wohl", seufzte Doc Hurley. "Schade drum. Quammelruy ist ein netter Bursche. Nun werden wir uns wohl einen neuen Matten-Willy suchen müssen."

"Wozu braucht man die an Bord einer solchen Station?"

"Wegen der Theatergruppe", brummte Hurley düster und machte sich daran, jenen komplizierten Antrag vorzubereiten, den man in UNKATORUN schon oft gestellt hatte.

Er hatte Maraston noch nie gemocht.

Quammelruy marschierte inzwischen traurig durch die Station. Unbewußt schlug er dabei die Richtung zum Theater ein. Vor dem Seiteneingang zögerte er. Um diese Tageszeit wurden keine Proben abgehalten. Aber andererseits war es vielleicht ganz gut so, denn eine düstere Ahnung sagte ihm, daß er nicht mehr oft Gelegenheit haben würde, auf seiner geliebten Bühne zu stehen. So schlüpfte er in den halbdunklen Raum und wanderte ziellos durch den Zuschauerraum, die engen Garderoben und den Raum hinter der eigentlichen Bühne, wo die tragbaren Kulissen in dichten Reihen, standen und sich all das Gerumpel stapelte, das die Effektemacher brauchten. Er stieß gegen die riesige Kesselpauke, stolperte über metallene Stäbe, rannte gegen ein großes Blech und

suchte sich mühsam seinen Weg durch all den anderen Kram. Er fühlte sich hundeeelend bei dem Gedanken, daß er das alles möglicherweise nie wieder sehen würde.

Schließlich trat er auf die Bühne hinaus. Dort war es schummerig, denn nur die Notbeleuchtung brannte. Der Vorhang war geöffnet. Quammelruy setzte sich auf den Boden und starre nachdenklich in den leeren Zuschauerraum hinab. Schließlich versteckte er sich zwischen den Falten des Vorhangs, direkt neben dem riesigen Ventilator, der schon so manchen Sturm erzeugt hatte. Dort schlief er ein.

Am späten Nachmittag kamen die anderen, und Quammelruy erwachte, als er ihre Stimmen hörte. Sie wußten offenbar noch nichts, denn sie waren fröhlich wie immer. Dem Matten-Willy wurde ganz anders, als er ihnen zuhörte. Schließlich kroch er nach einigem Zögern aus seinem Versteck. Es hatte keinen Sinn - er mußte sich den Tatsachen des Lebens stellen.

Sie kamen nur allzuschnell, diese Tatsachen.

Gerade betraten die ersten Darsteller die Bühne, die Lichter gingen an, Kulissen wurden durch die Gegend getragen, und der Swoon stolzierte bereits im Babyhemdchen über die Bühne, da öffnete sich der Haupteingang, und Harsten, der neue Kommandant, betrat den Zuschauerraum. Das "arrogante Ekel" folgte ihm auf den Fersen. Der Fremde hatte sich umgezogen. Er trug jetzt einen weiten Pullover mit Leuchtfäden, eine enge, ebenfalls glitzernde Hose und elegante Schuhe. Um den Hals hatte er sich einen eleganten Seidenschal geschlungen. An seinen Fingern blitzten Ringe. Je näher er der Bühne kam, desto weiter schob er sein wuchtiges Kinn nach vorne. Er sah aus wie eine verkleidete Bulldogge.

"Alles mal herhören!" rief Harsten, als er die Bühne erreicht hatte. "Ich möchte euch euren neuen Regisseur vorstellen. Dies ist Maraston. Er wird ab sofort die Leitung der Theatergruppe übernehmen. Maraston wird sein Bestes geben, damit ihr beim diesjährigen Festival den Sieg davontragt. Ich erwarte von euch allen, daß ihr euch ebenfalls nach besten Kräften bemüht, Marastons Anforderungen gerecht zu werden."

Harsten machte eine kurze Pause, sah sich herausfordernd um und nickte dann.

"Auf gutes Gelingen!" rief er, und dann marschierte er davon.

Im Theater war es totenstill. Die Bühnenarbeiter und Effektemacher waren hinter den Kulissen hervorgekommen. Die Schauspieler standen regungslos da. Der Swoon nahm mit langsam Bewegungen sein Babyhäubchen ab. Aber sie alle sahen nicht Maraston an, sondern Kosamu, der an der Seite stand und wie versteinert wirkte.

Maraston beobachtete das Geschehen auf der Bühne, und seine Stechenden Augen verengten sich.

"Ich hoffe, daß das Ensemble jetzt vollzählig versammelt ist", sagte er schließlich. "Ich habe nämlich keine Lust, alles doppelt, zu erklären. Also - fehlt noch jemand?"

Niemand antwortete ihm.

“Auch gut”, meinte Maraston. “Wir werden ein sehr anspruchsvolles, modernes Stück einstudieren. Es hat den Titel ‚Eurydike oder die Gesänge aus dem Wandschrank‘, und es ist eine Metapher. Eurydike ist in diesem Stück die fleischgewordene menschliche Kreativität, die in einem Schrank gefangensitzt. Ein junger Mann hört die Gesänge, die aus dem Schrank dringen und die natürlich nichts anderes als die Stimme seiner eigenen, verdrängten Phantasie darstellen. Das Stück schildert eindringlich die Probleme des jungen Mannes, der zwischen seiner Phantasie und den Anforderungen der Realität hin und her gerissen wird. Er versucht, sein Problem zu lösen, indem er Eurydike umbringt, aber mit seiner Phantasie verliert er auch seinen Verstand. Er stirbt in geistiger Umnachtung. Hat jemand dazu Fragen?”

Eisige Stille.

Schließlich piepste der Swoon:

“Kommt in dem Stück auch ein Baby vor?”

“Nein!” erwiderte Maraston grob.

“Oder ein Schuft?” fragte Strantor, ein Ertruser, der in der Riege der bösen Jungs die Hauptrolle zu spielen pflegte.

Maraston überging diese Frage und brachte von irgendwoher einen Stapel bedruckter Folien zum Vorschein.

“Hier sind Textauszüge”, erklärte er. “In einer halben Stunde ist Sprechprobe. Danach werde ich entscheiden, wer für welche Rolle in Frage kommt.”

Das gesamte Ensemble starrte immer noch in erster Linie zu Kosamu hinüber. Der zuckte die Schultern und ging davon. Der Swoon und Strantor schlossen sich ihm an. Die anderen nahmen zögernd je eine der Folien, begannen zu lesen und sahen sich bekloppen an.

“In dem ganzen Stück kommen offenbar nur drei Personen vor”, stellte Tabarin fest. “Und eine davon hat keine fünf Worte zu sagen. Was soll das?”

“Wir kennen ja noch nicht das ganze Stück”, murmelte Amida beschwichtigend, fügte dann aber nachdenklich hinzu: “Das dürfte allerdings keinen großen Unterschied machen.”

“Hier ist von einer Party die Rede”, bemerkte Rathyna, eine ältliche Arkonidin, die meistens die Frau des braven Farmers verkörperte, manchmal aber auch die Wirtin des Saloons spielte. “An der sind mehrere Personen beteiligt, aber was die da reden und vor allen Dingen tun, wäre in unserem Saloon verboten.”

“Zeig mal!” bat Tyrliyf, ein Blue, neugierig. Im nächsten Moment sträubte sich ihm der Pelz, und für einen Augenblick sah es aus, als würde er in Ohnmacht fallen. Aber dann beschränkte er sich darauf, die Folie wegzuwerfen und von der Bühne zu torkeln.

“Auf offener Bühne!” hörte man ihn noch stöhnen. “Vor allen Leuten, vor Kameras ...”

Dann war er fort. Tabarin hob die Folie auf, glättete sie und las. Die anderen warteten. Er reichte das Blatt schweigend weiter, und die Bühne leerte sich zusehends. Als Maraston zurückkehrte, waren nur noch elf Schauspieler übrig - und der Matten-Willy, der sich im Hintergrund hielt.

„Mir scheint, der Ausleseprozeß ist bereits in vollem Gang“, bemerkte er zynisch. „Beginnen wir mit der Sprechprobe. Du da...“, er deutete auf Amida, „fängst an. Der erste Gesang der Eurydike!“

Jemand reichte Amida das richtige Blatt, und sie studierte es mit gerunzelter Stirn.

„Nein“, sagte sie dann. „Ich werde diesen Text nicht sprechen und diese Rolle nicht spielen.“

Maraston stand schweigend auf und ging hinaus.

„Richtig so“, brummte Gorsten, ein Topsider, der einen erstklassigen Cowboy abgab. „Wir werden diesem aufgeblasenen Burschen schon zeigen, daß er nicht so mit uns umspringen kann!“

„Alles mal herkommen!“ schrie Maraston aus dem Hintergrund.

Sie folgten dem Klang der Stimme und fanden ihren neuen Regisseur vor einem Bildschirm, von dem Harsten mit grimmiger Miene herabblickte.

„Ich höre, daß ihr streiken wollt!“ sagte Harsten eisig. „Aber um es ein für allemal klarzustellen: R-1972 ist eine militärische Station, und ich bin euer Kommandant. Ihr habt Marastons Anweisungen zu befolgen. Das ist ein Befehl. Wer sich weigert, muß die Konsequenzen tragen!“

Der Bildschirm wurde dunkel, und Maraston lächelte zufrieden.

„Damit kommt er nicht durch“, sagte Rathyna. „Wir werden uns beschweren.“

„Genau“, stimmte Tabarin zu. „Dieses Theater ist eine Freizeiteinrichtung. Harsten kann uns hier keine Befehle erteilen.“

„Und bei wem wollt ihr euch beschweren?“ fragte Maraston freundlich.

„Harsten ist euer höchster Vorgesetzter...“

„Das ist er nicht!“

„....in dieser Station“, fuhr der Regisseur ungerührt fort. „Es gibt gewisse Vorschriften, wie ihr wißt. Ihr müßt den Dienstweg einhalten, und der führt über euren Kommandanten.“

„In bestimmten Fällen kann man derartige Instanzen überspringen“, sagte Gorsten, und die anderen nickten.

„Und wie wollt ihr das tun? Das Versorgungsschiff ist bereits wieder abgeflogen, und private Funkmeldungen dürfen nur mit Erlaubnis des Kommandanten abgesetzt werden.“

Sie waren wie versteinert. Marastons Gesicht veränderte sich plötzlich.

„Was soll dieser Aufstand?“ fragte er in einem beinahe kameradschaftlichen Tonfall. „Ich bin doch nicht euer Feind. Ich will mit euch das Festival gewinnen - das ist alles. Ich gebe zu, daß es nicht leicht sein wird, aber wenn wir zusammenarbeiten, werden wir es schaffen.“

„Dann suche ein anderes Stück für uns aus!“ forderte Tabarin.

„Was hast du gegen Eurydike?“

„Es ist nichts für uns“, stellte Gorsten nüchtern fest. „Allein schon die Art und Weise, in der diese Leute sprechen... wir werden derartige Ausdrücke nicht auf offener Bühne gebrauchen.“

„Das brauchst du auch nicht zu tun“, versicherte Maraston. „Dich kann ich

nämlich sowieso nicht verwenden."

"Ach, so ist das?" fragte Ritaly, der letzte noch verbliebene Blue. "Es ist ein Stück für Terraner, was?"

"Nein, das nicht. Aber die beiden Hauptpersonen müssen sich zumindest äußerlich recht ähnlich sein, und es sollten Menschen sein. So hat es sich der Autor gedacht. Ihr anderen könnt bei der Partyszene mitmachen."

Ritalyis Hals verkrampfte sich sichtbar. Der Blue kniff die beiden vorderen Augen zu schmalen Schlitzen zusammen, und sein flacher Kopf wackelte hin und her.

"Niemals!" stieß er hervor, und fort war er.

"Und nun ans Werk!" befahl Maraston.

"Nicht mit diesem Stück!" versuchte Tabarin es noch einmal.

Maraston seufzte.

"Paß auf", sagte er geduldig, als spräche er mit einem kleinen Kind. "Ich habe 'Eurydike' für euch ausgesucht, weil es mehrfach preisgekrönt ist und einen geringen technischen Aufwand erfordert, ganz abgesehen davon, daß man dazu nur wenige Darsteller braucht, was in eurem Fall ganz besonders wichtig ist. Ich habe Aufzeichnungen von einigen eurer Vorstellungen gesehen. Etwas Erbärmlicheres ist mir noch nie vor Augen gekommen. Zwei oder drei von euch haben Talent. Den Rest kann man vergessen. So, und jetzt geht ihr auf die Bühne und fangt an, oder ihr findet euch in einer Arrestzelle wieder!"

Die letzten Worte brüllte er, und zwei weitere Mitglieder des Ensembles verschwanden.

Quammelruy folgte ihnen, aber sie waren so in Eile, daß sie ihm die Tür nach draußen vor der Nase zuwarf - oder doch zumindest vor jenem Teil seines Körpers, der die Tür zuerst erreichte. Er hörte empörte Stimmen und lugte vorsichtig hinaus. Harsten hatte schneller reagiert, als irgend jemand geglaubt hätte. Die beiden "Deserteure" wurden gerade abgeführt.

Quammelruy schloß die Tür ganz vorsichtig und dachte nach. Harsten war also bereit, die Situation auf die Spitze zu treiben. Der Matten-Willy verstand das zwar nicht ganz, aber er war sicher, daß es Ärger geben würde. Harsten würde seinen Posten verlieren, das war klar - aber nicht jetzt gleich. Es sei denn...

Er kehrte auf die Bühne zurück. Amida stritt sich schon wieder mit Maraston herum, und die anderen waren sehr bedrückt.

"Entschuldigung", sagte der Matten-Willy vorsichtig.

"Hau ab!" schrie Maraston wütend.

"Das wollte ich gerade tun", erklärte Quammelruy. "Aber ich habe keine Lust, mich ebenfalls einsperren zu lassen. Würdest du Harstens Leuten bitte mitteilen, daß du mich nicht gebrauchen kannst?"

Maraston gab ihm einen Zettel, und er verließ das Theater ohne weitere Schwierigkeiten. Immerhin wußten Tabarin und die anderen jetzt Bescheid.

Quammelruy eilte in die medizinische Abteilung und schilderte Doc Hurley den Fall. Der Arzt war betroffen, aber als der Matten-Willy ihn bat, etwas gegen Harsten zu unternehmen, schüttelte er resignierend den Kopf.

“Aber er hat doch offensichtlich den Verstand verloren!” sagte Quammelruy empört. “Du mußt ihn absetzen!”

“So einfach geht das nicht”, erklärte Hurley. “Es gibt da ein paar Klauseln ... es ist gar nicht so einfach zu erklären, aber so ist es eben. Der Kommandant hat in bestimmten Situationen das Recht, gewisse erzieherische Maßnahmen zu ergreifen.”

“Erzieherische Maßnahmen!” Quammelruy explodierte fast. “Er sperrt sie ein!”

“Ja, das sagtest du schon.”

“Das Theater ist dazu da, uns die Zeit zu vertreiben! Es soll uns Spaß machen!”

“Ja, und der Kommandant kann diese Freizeitaktivitäten in die ihm als richtig erscheinenden Bahnen lenken. Wenn sich jemand dabei benachteiligt fühlt, kann er sich beschweren - auf dem Dienstweg, wie du weißt.”

“Das wird er verhindern!”

“Auch das ist sein gutes Recht. UNKARTORUN ist ein vorgeschobener Beobachtungsosten. Von hier aus dürfen private Meldungen nur in sehr dringenden Fällen abgesetzt werden. Das nächste Schiff kommt in einem Monat.”

“Ich weiß”, murmelte Quammelruy deprimiert. “Und ich wollte an Bord sein - unterwegs zu diesem Festival. Daraus wird wohl nichts.”

Hurley überlegte.

“Ihr könntet den beiden die Tour vermasseln”, sagte er schließlich. “Passiver Widerstand - dagegen können sie nichts tun.”

“Und wie sollen wir das anstellen?” fragte Quammelruy skeptisch.

“Ich hätte da einige Ideen”, sagte Odjar von der Tür her.

Die beiden fuhren herum wie Verschwörer, die man auf frischer Tat ertappt hatte. Der junge Mann lächelte verlegen.

“Ihr habt sehr laut gesprochen”, bemerkte er.

“Macht nichts”, erklärte Quammelruy begierig. “Was für Ideen sind das?”

“Nun - habt ihr in eurer Gruppe auch Topsider?”

“Einer müßte mindestens noch übrig sein”, murmelte der Matten-Willy unsicher.

“Was führst du da im Schilde?” fragte Hurley mißtrauisch.

“Nur ein kleines Ablenkungsmanöver”, erklärte Odjar mit einem entwaffnenden Lächeln. “Dieser Maraston ist ein elender Angeber. Ich weiß einiges über ihn, und ich kenne ein gutes Dutzend Leute, die er unterwegs beleidigt hat.”

“Keine Meuterei!” warnte Hurley besorgt.

“Aber nicht doch”, sagte Odjar beruhigend. “Wer wird denn gleich an so etwas denken!”

Quammelruy jedenfalls tat es nicht. Er zog mit Odjar davon, und seinen Kummer über die Rollenverteilung in seinem geliebten Theater hatte er im Eifer des Gefechts bereits völlig vergessen.

Gorsten saß inzwischen bereits in einer Arrestzelle, und auch die Bühnenmannschaft war arg zusammengeschrumpft. Es war kein Topsider mehr darunter. Tabarin und Amida behaupteten jedoch, daß Maraston das wahrscheinlich gar nicht zur Kenntnis genommen hatte. Er lebte buchstäblich

nur noch für sein Stück und schlief in einer der Garderoben, die zur Zeit nicht benutzt wurde.

“Das ist gut”, sagte Odjar. “Quam, du mußt einen Topsider spielen.”

“Wie bitte?” fragte der Matten-Willy verblüfft. “Was für einen Topsider?”

“Irgendeinen - einen Bühnenarbeiter. Wir geben dir eine Flasche mit, und du machst dich an Maraston heran. Hoffentlich weiß er, daß er nicht einfach ablehnen darf!”

“Das werden wir ihm schon beibringen”, versicherte Amida. “Morgen abend weiß er es.”

“Ich soll ihn also betrunken machen?” fragte Quammelruy schüchtern.

“Das ist gar nicht nötig. Dieses Zeug enthält nur sehr wenig Alkohol. Aber ich werde ein Schlafmittel hineinmischen.”

“Wozu das Ganze?” fragte Tabarin skeptisch.

Odjar blickte unschuldig drein und meinte: »Das werdet ihr schon sehen. Laßt mich das nur machen.“

Am nächsten Tag gab Quammelruy eine Galavorstellung, und er spielte den Bühnenarbeiter aus dem Volk der Topsider einfach großartig. Maraston schluckte brav den ihm angebotenen Friedenstrank. Eine Stunde später lag er in tiefem Schlaf. Odjar brachte ihn in seine behelfsmäßige Unterkunft hinter den Kulissen und hielt sich dort einige Stunden lang auf. Dann kam er sehr vergnügt wieder zum Vorschein.

Am Tag darauf verhielt sich Maraston nicht anders als sonst, und Tabarin und seine Leidensgenossen waren ein wenig enttäuscht.

“Abwarten”, sagte Odjar beruhigend. “Nur nicht die Nerven verlieren.”

So probten sie weiterhin das hochmoderne, dramatische Stück - vier Tage lang. Ihre früheren Mitdarsteller waren inzwischen aus dem Arrest entlassen, die Bühnenarbeiter fanden sich nach und nach wieder ein, und es gab - allem Anschein nach - niemanden mehr, der etwas an “Eurydike oder die Gesänge aus dem Wandschrank” auszusetzen hatte. Maraston duldet mit großem Vergnügen Zuschauer bei den Proben, und diese kamen reichlich. Vor allem Quammelruy war jeden Tag dabei.

Eines mußte man Maraston lassen: er gab während der Proben eine großartige Vorstellung. Er tobte und brüllte, beleidigte systematisch die Schauspieler, und seine Wutanfälle waren samt und sonders echt. Das Publikum verfolgte all dies mit Andacht und blitzenden Augen. Ab und zu applaudierte es sogar - Maraston bezog das allerdings nicht auf sein Verhalten, sondern auf seine Arbeit. Und die tat er gründlich. Was früher spielerisch leicht gewesen war, das wurde nun zur “Kunst”. In “Eurydike oder die Gesänge aus dem Wandschrank” gab es nichts zum Lachen.

Als Doc Hurley, immer noch leicht besorgt und beunruhigt, weil er nicht wußte, was Odjar im Schilde führte, Quammelruy nach dem Fortgang des Geschehens fragte, faßte der Matten-Willy die Vorgänge auf der Bühne mit den kurzen Worten zusammen:

“Es dramt!”

“Du meinst, es geht dramatisch zu?” fragte Hurley irritiert.

“Unsinn”, erwiderte Quammelruy verächtlich. “Etwas wirklich Dramatisches röhrt einen irgendwie an- aber das da dramt eben nur.”

Danach war Hurley auch nicht viel schlauer.

Am fünften Tag nach dem Fest der Topsider verließen die Proben besonders dramatisch. Tabarin bekam einen Tobsuchtsanfall, Amida einen Weinkrampf, und der Unither, der hinter dem Vorhang zwischen den seitlichen Kulissen saß und dort geisterhafte Geräusche zu produzieren hatte, seitdem er nicht mehr das Pferdegetrappel und ähnliche Geräusche früherer, schönerer Zeiten produzieren durfte, fing zwar die Vase auf, die Tabarin nach Amida schleuderte, verrenkte sich dabei aber den Rüssel. Der arme Kerl stürmte mit lautem Schmerzgeheul auf die Bühne und stieß dort mit Maraston zusammen, der eben im Begriff war, Amidas hysterischen Anfall nach bewährtem Rezept mit einer Ohrfeige zu kurieren. Maraston und der Unither kullerten über die Bühne, und da Maraston nicht schnell genug schaltete, dachte er wohl, daß er einem Angriff Amidas zum Opfer gefallen war. So erntete der Unither zu allem Überfluß auch noch eine Ohrfeige.

“Laß dich nie wieder in meinem Theater blicken!” brüllte Maraston den erbosten und zerzausten Rüsselträger an.

“Es ist nicht dein Theater!” schrie der Unither zurück. “Warum läßt du uns nicht endlich in Ruhe!”

“Das könnte dir so passen!” knirschte Maraston und kehrte an seinen Platz zurück. “Los, los, trödelt nicht herum. Hör auf zu heulen, Amida. Es geht weiter!”

Der Unither trollte sich, um seinen schmerzenden Rüssel zu pflegen, und Maraston wirkte sehr zufrieden. Aus irgendeinem Grund schien er derartige Katastrophen zu brauchen. Er provozierte sie, -wo immer er konnte, und während sein Ensemble einem kollektiven Nervenzusammenbruch entgegentrieb, wuchsen seine psychischen Kräfte unaufhaltsam.

Am nächsten Tag sprühte er geradezu vor Unternehmungslust.

“Heute spielen wir mal das ganze Stück durch!” verkündete er, während er an seinem eleganten Halstuch herumzupfte und sich geziert die Haare aus der Stirn strich. “Alles auf die Plätze. Amida, wenn du heute wieder anfängst, zu heulen, schmeiße ich dich raus. Reiß dich ausnahmsweise mal zusammen. Und du, Tamburin...”

“Ich heiße Tabarin!”

“Halt den Mund, Kesselpauke!” schrie Maraston und lief knallrot an — sein Kopf schien tatsächlich dabei anzuschwellen. Er sah aus wie eine reifende Tomate in einem Zeitrafferfilm. “Du solltest mal ein bißchen abspecken. Du sollst einen Jüngling spielen, keinen abgehalfterten Cowboy. Diese Zeiten sind vorbei!”

Tabarin kochte, aber er wußte mittlerweile zu genau, daß er Maraston nur einen Gefallen tat, wenn er derartige Gefühle auch noch zeigte.

Die Probe begann. Das Publikum im Zuschauerraum war mucksmäuschenstill.

Wer ganz genau hinsah, dem mußte auffallen, daß einige ständige Zuschauer nicht anwesend waren. Aber die Schauspieler hatten keine Chance, dies festzustellen, denn auf der Bühne war es hell, unten aber dunkel, und außerdem lief Maraston zu großer Form auf. Niemand fand unter diesen Umständen Zeit, sich um die Neugierigen zu kümmern.

Bis plötzlich eine Tür krachte und jemand mit zornigem Gebrüll den Mittelgang entlanggestürmt kam.

Der Auftritt des großen Unbekannten war offensichtlich geplant. Zumindest kam er nicht unerwartet, denn ein Scheinwerfer richtete sich auf ihn und begleitete ihn beharrlich. Es war - Maraston!

Er sah sehr komisch aus, denn er trug einen geblümten Pyjama und dazu einen so ungeheuer langen Wollschal, daß er sich auf halbem Weg darin verhedderte und zu Boden fiel.

Einige Zuschauer begannen zu lachen, und die Schauspieler auf der Bühne hielten inne, um sich nach dem Grund der Heiterkeit umzuschauen.

“Spielt gefälligst weiter, ihr lahmen Flaschen!” schrie Maraston prompt. Dann wandte er sich dem Eindringling zu, der sich gerade wieder aus seinem Schal wickelte und erstaunlich flink auf die Beine sprang. “Raus aus meinem Theater, du Schmierenkomödiant!”

Der andere Maraston - der mit dem Schal - prallte unwillkürlich zurück. Und dann lief er rot an. Er war darin besser als das Original, und das Publikum klatschte stürmisch Beifall.

“Dein Theater?” knirschte der Maraston mit Schal. “Du - du - du...”

“Dir hat es wohl die Sprache verschlagen, was?” fragte der andere Maraston höhnisch. “Und jetzt mach, daß du nach draußen kommst, du Witzfigur!”

“Witzfigur?”

Der Maraston mit Schal röchelte es, als wäre er vor lauter Wut am Ersticken.

Der andere Maraston betrachtete ihn von oben bis unten.

“Ts, ts, ts”, machte er mitleidig. “Wie kann man sich nur so gehen lassen. Merkst du nicht, daß du dich lächerlich machst? Verschwinde, du Tölpel, bevor die ganze Station über dich lacht!”

Der Maraston mit Schal streckte die Hände aus und krümmte die Finger, und dann sprang er auf den anderen Maraston los.

Aber der war wie der Blitz auf der Bühne, wo die Schauspieler herumstanden und nicht recht wußten, wie sie sich verhalten sollten.

“Warte!” bat Tabarin und trat dem Maraston mit Schal in den Weg, der Anstalten machte, ebenfalls auf die Bühne zu springen. “Ich kann dich ja verstehen, Quam, aber das ist nicht der richtige Weg ...”

“Hau ab, du Trottel!” brüllte der Maraston mit Schal, daß die Kulissen zu schwanken begannen.

“Er ist verrückt geworden!” stotterte Tabarin erschrocken, denn der Maraston mit Schal streckte ihn mit einem Faustschlag zu Boden. Tabarin saß da, rieb sich das Kinn und beobachtete fassungslos, wie die beiden Marastons einander auf der Bühne zu jagen begannen.

Plötzlich sprang der Unither aus den Kulissen. Er hatte einen bandagierten Rüssel, schien aber sonst wohllauf zu sein.

“Wasser!” schrie der Unither. “Das wird die beiden abkühlen!”

Der Rat wurde prompt befolgt, und von oben her ergoß sich ein Wasserschwall aus mehreren Eimern über den Maraston mit Schal - der andere bekam nur ein paar Tropfen ab.

Der Maraston mit Schal reagierte auf die unerwartete Dusche mit einem Wutgebrüll und schnappte sich einen Hocker, um damit auf den anderen Maraston loszugehen. Der Unither hüpfte wie ein Gummiball auf und ab.

“Wind!” schrie er. “Los, gebt alles, was wir haben! Wo bleibt die Wache?”

Hinter den Kulissen schrie und rannte alles durcheinander. Die Windmaschine begann zu heulen, und offensichtlich hatte jemand an ihr herumgebastelt - Tabarin konnte sich nicht daran erinnern, auf dieser Bühne jemals einen so kräftigen Sturm erlebt zu haben. Scheinwerfer zuckten und verfolgten die beiden Kontrahenten. Irgend jemand trieb sich im Schnürboden herum und bombardierte die beiden Marastons mit geballten Ladungen von einem weißen Zeug, das man dort für den Fall aufbewahrte, daß man irgendwann einmal Schnee auf der Bühne brauchen sollte.

Der Maraston mit Schal war durch all dies nicht zu bremsen. Der andere schien es unterdessen mit der Angst zu bekommen, denn er versteckte sich hinter den Kulissen. Das half ihm wenig, denn der Maraston mit Schal zertrümmerte alles mit dem Hocker.

Was Tabarin an all dem ein wenig erschütterte, das war die Reaktion des Publikums. Die Leute lachten sich krumm und schief. Es war wie in alten Zeiten.

Der Maraston mit Schal hatte seinen Gegner endlich gestellt. Er rückte mit erhobenem Hocker auf ihn los. Der andere Maraston stand vor der riesigen Pauke und wußte wohl nicht recht, wohin er jetzt noch ausweichen sollte.

Der mit dem Schal holte aus und schlug zu.

Und dann war der andere Maraston plötzlich platt wie ein Pfannkuchen.

Der Mann mit dem Schal konnte seine Bewegung nicht mehr aufhalten. Der Hocker krachte herab, es gab einen gewaltigen Knall - und dann war es für einen Augenblick ganz still.

Maraston hatte einige Mühe, sich aus der Pauke zu befreien. Der Hocker existierte nicht mehr. Maraston hielt eines der hölzernen Beine in der Hand, und aus seinen Augen leuchtete die schiere Mordlust.

“Warte ...”, begann er.

Da brach lauter Beifall los. Quammelruy, der schon wieder fast, aber nicht ganz wie der Regisseur aussah, stand vorne am Rand der Bühne und verbeugte sich, und die Zuschauer rasten vor Vergnügen. Die Türen wurden aufgerissen, und immer mehr Leute drängten herein, lachend und applaudierend.

Und dann stand plötzlich Odjar neben dem Matten-Willy.

“Wir danken euch!” rief er laut. “Wir danken euch allen. Unsere kleine Sondervorstellung hat euch offensichtlich gefallen. Wir freuen uns, daß es uns

gelungen ist, euch zu unterhalten, und wir bedanken uns ganz besonders bei unserem Kommandanten, der uns die Erlaubnis gab, die unterhaltsamen Probenarbeiten zu dem Stück ‚Eurydike oder die Gesänge aus dem Wandschrank‘ auch für all jene zu übertragen, die aus dienstlichen Gründen nicht zu uns kommen konnten.“

Erneuter Beifall, Verbeugungen der Darsteller - sogar Maraston fand sich plötzlich vorne am Rand der Bühne wieder. Strantor, der sich bisher hinter den Kulissen betätigt hatte, stand neben dem Regisseur und raunte ihm zu:

“Du spielst besser mit, oder ...”

Maraston spielte mit.

Natürlich war der Mann wütend, und Harsten war es ebenfalls, aber sie konnten nichts tun. Maraston hatte keine offizielle Funktion in UNKATORUN zu erfüllen, und niemand konnte beweisen, daß Odjar den Regisseur in der Nacht des Festes beeinflußt hatte. Tatsache war, daß Maraston - und zwar der echte - vor Zeugen Harsten vorgeschlagen hatte, der Mannschaft von R-1972 einen Einblick in sein künstlerisches Schaffen zu gewähren. Der Dienstbetrieb war nicht gestört worden, und daß Maraston ausgerechnet an diesem Tag mit der Uhrzeit durcheinandergeraten war, mochte ein dummer Zufall gewesen sein.

Maraston trat nicht mehr als Regisseur in Erscheinung. Er ließ sich auch sonst kaum noch blicken, sondern wartete still und grollend auf das nächste Versorgungsschiff.

Die Theatergruppe fuhr zum Festival und errang dort einen grandiosen Erfolg mit dem Stück „Proben für Eurydike“. Quammelruy spielte darin einen total überdrehten Regisseur und bekam dafür einen Sonderpreis, aber alle Angebote, die man ihm daraufhin machte, schlug er aus. Er kehrte mit den anderen nach UNKATORUN zurück und war der beliebteste Matten-Willy, der jemals in der dortigen Theatergruppe mitgespielt hatte.

Harsten wurde von seinem Posten entbunden. Er tat sich mit Maraston zusammen, und sie eröffneten auf Terra eine neue Kunstschule. Aber das ist eigentlich schon Teil einer anderen Geschichte ...

*Kurt Mahr
Das Transformsyndrom*

Die nachfolgende Geschichte versucht, ein schweres Thema auf die leichte Schulter zu nehmen. Der Autor verwahrt sich im voraus gegen Vorwürfe der Respektlosigkeit jenen gegenüber, die hinter den Materiequellen hausen. Sein einziges Anliegen ist, auf halbwegs verständliche Weise darzulegen, warum in der Perry-Rhodan-Serie niemals im Detail über das oberste bisher bekannte Niveau des Zwiebelschalenmodells der kosmischen Entwicklung geschrieben werden kann, weil auf jenem Niveau die Ereignisse so ablaufen, daß sie menschliches Denken hoffnungslos in Verwirrung bringen.

Wie sich am Fall des Mechanikermeisters Uwe Hallenbroich beweisen lassen wird.

Eigentlich hätte Uwe Hallenbroich glücklich und voller Freude sein müssen. Er hatte vor kurzem die Meisterprüfung absolviert, den Job gewechselt, ein neues, interessantes Aufgabengebiet gefunden und sich finanziell verbessert. Er hatte allen Grund, stolz auf sich zu sein.

Statt dessen haderte er mit der Welt.

Uwe Hallenbroich, 34 Jahre alt, war ledig und wohnte bei seiner Mutter, einer 63jährigen Witwe gleichen Nachnamens. Der Witwe Hallenbroich war nicht entgangen, daß ihr Sohn sich mit trüben Gedanken schlepppte. "Jung", hatte sie erst heute nachmittag, als er von der Arbeit kam, zu ihm gesagt: "Jung, du machs'n Jesicht, als hätt's vierzehn Tage lang jereechnet." Der kausale Bezug war allerdings verloren; denn es regnete, in diesem trüben März 1987, in der Versbrocker Gegend schon seit drei Wochen.

Uwe Hallenbroich war ein treuer Leser der Science-fiction-Serie Perry Rhodan, und damit hing sein Kummer zusammen. Seit Monaten behämmerte er die Redaktion mit seinem Anliegen, er wollte endlich ein paar handfeste Kosmokratenabenteuer lesen - solche Stories also, die im Bereich jenseits der Materiequellen spielten. In Rastatt hatte man sich Zeit gelassen, auf seine Zuschriften zu reagieren. Heute war endlich ein Brief des Chefredakteurs gekommen. Darin hieß es - nach "Lieber Uwe" und et cetera pp. - kurz und bündig: "Perry-Rhodan- oder Atlan-Abenteuer, die im Reich der Kosmokraten spielen, wird es nicht geben."

Deswegen haderte Uwe Hallenbroich mit der Welt.

Und jetzt, nach dem mißmutig verzehrten Abendessen, war er auf dem Weg zu seiner Stammkneipe, um seinen Kummer zu begießen. "Bei Jupp" zapfte man ein gemütliches Bier. Dem tat auch der Umstand keinen Abbruch, daß "Jupp" in Wirklichkeit Jelal Feyzioglu hieß und aus Denizli in Anatolien stammte.

Jupp begrüßte seinen Stammgast freundlich und servierte ihm binnen der vorgeschriebenen acht Minuten ein mustergültig gezapftes Pils. Uwe verstrickte seinen Thekennachbarn zur Linken, den er von früheren Kneipenbesuchen recht gut kannte, in ein belangloses Gespräch über Benzinpreise, Landtagswahlen in Hessen und den glücklich überstandenen Karneval. Nur über Perry Rhodan wollte er nicht sprechen, obwohl er wußte, daß auch sein Gesprächspartner ein gewohnheitsmäßiger Leser der größten Science-Fiction-Serie der Welt war. Der Kummer mit dem Kosmokraten, der saß ganz tief unten im Grunde seines Herzens. Darüber sprach man nicht, nicht einmal beim Bier.

So zirka nach dem vierten Pils merkte Uwe, daß sich auch zu seiner Rechten jemand niedergelassen hatte. Er wandte sich um, den neuen Gast zu mustern, und sah ein schlankes, blasses Gesicht mit einer scharfrückigen Nase und grauen Augen, darüber einen mittelblonden Haarschopf, der sich schon zu lichten begonnen hatte. Der Fremde starrte nachdenklich in ein Glas voll schweren roten türkischen Weins. Er machte den Eindruck, als hätte er Sorgen, und da Uwe Hallenbroich nicht nur ein leutseliger, sondern auch ein mitfühlender

Mensch war, empfand er die Verpflichtung, den Blassen aufzuheitern.

“Fremd in der Gegend?” begann er die Unterhaltung.

Der Blasse nickte.

“Auf der Durchreise”, antwortete er.

“Passiert auch nur einmal alle Schaltjahr, daß einer auf der Durchreise in Versbrock halmacht”, kommentierte Uwe.

“Blieb mir nichts anderes übrig”, sagte der Blasse und nippte an seinem Glas.
“Auto kaputt.”

“Oh!” Das interessierte Uwe mächtig. Schließlich war er Mechanikermeister.

“Was fehlt ihm denn?”

“Heterodyn-Fusionspumpe ist verstopft. Muß an der verschmutzten Luft liegen.”

“Die was?” staunte Uwe. “Noch nie gehört. Wass’n das fürn Auto?”

“Sonderanfertigung”, antwortete der Blasse.

“Und so haben Sie’s hingebracht zum Reparieren? Glasdrops Werkstatt?”

Der Blasse nickte.

“Na, dann sind Sie gut beraten”, lobte Uwe. “Der alte Glasdrop leistet gute Arbeit. Nicht schnell, aber gut und zuverlässig.”

Jetzt, fand er, war es des anonymen Geredes genug. Am Rand der Theke entlang streckte er dem Blassen die Hand entgegen und sagte freundlich:

“Willkommen in Versbrock. Ich heiße Uwe Hallenbroich.”

Der Blasse ergriff die Hand, schüttelte sie und murmelte etwas Unverständliches. Dann griff er in die Innentasche seines Jacketts und brachte eine Visitenkarte zum Vorschein. Uwe nahm sie und las, und beim Lesen sträubten sich seine Nackenhaare ein ganz klein wenig; denn da stand:

Julius Mönkemeyer, Kosmokrat.

“Es gibt eben immer wieder einen Witzbold, der sich auf anderer Leute Kosten lustig machen will”, sagte Uwe Hallenbroich verdrossen und drückte die kleine Karte auf die Theke, als wäre sie das Herz-As, das er dem Karo-Buben des Gegners opfern mußte.

Der Blasse schien ihn nicht gehört zu haben.

“Gibt es im Ort Taxi-Service?” fragte er.

Die Aussicht, den geschmacklosen Spaßmacher so rasch wie möglich wieder loszuwerden, erschien Uwe nicht unattraktiv.

“Gewiß doch”, sagte er. “Der alte Glasdrop fährt auch Taxi.” Er sah auf die Uhr.
“Bis zehn ganz bestimmt.”

“Sie kennen den Mann, nicht wahr?” meinte Julius Mönkemeyer. “Würden Sie ihn für mich anrufen und ihn hierher bestellen? Ich zeige mich gern erkenntlich. Darf ich Ihre Zeche übernehmen?”

Unter normalen Umständen hätte Uwe das Angebot mehr oder weniger empört zurückgewiesen. Aber der Blasse machte einen so hilflosen Eindruck und sprach außerdem so eindringlich, daß er die Ablehnung einfach nicht über die Lippen brachte.

“Gut, mach’ ich”, antwortete er. “Wohin wollen Sie denn?”

“Köln.”

“Mann!” staunte Uwe. “Das sind ja mehr als ... und das mitten in der Nacht?”

“Deswegen wäre es nett, wenn Sie mit Herrn Glasdrop sprächen”, lächelte Julius Mönkemeyer. “Vielleicht können Sie ihn überreden, so spät noch so weit zu fahren.”

Uwe ging zum Telephon, hinten zwischen der Männertoilette und dem Spielautomaten, und sprach mit Henner Glasdrop. Dem Alten mußte wohl das Geld knapp geworden sein; denn er erklärte sich sofort bereit, die Fahrt zu übernehmen. In zehn Minuten werde er “Bei Jupp” sein, versprach er.

Uwe kehrte zur Theke zurück und kam gerade rechtzeitig, um zu sehen, wie Julius Mönkemeyer aus einer Brieftasche einen funkelnagelneuen 50-Mark-Schein zog. Jupp, alias Jelal Feyzioglu, näherte sich dienstbeflissen. Uwe stutzte.

“Wass’n das für’n Ding?” fragte er. “Da ist entweder eine Null zu wenig dran oder das falsche Bild drauf. Burg Eltz, die ist doch auf dem Fünfhundertmarkschein, oder nicht?”

Im Augenblick war er seiner Sache selbst nicht ganz sicher.

“So”, meinte Julius Mönkemeyer. “Und was für ein Bild ist auf dem Fünfzigmarkschein?”

“Das... das ... da ist doch das Holstentor drauf, nicht wahr?” stotterte Uwe. “Ja, doch: das Holstentor in Lübeck.”

“Kein Problem”, sagte Julius Mönkemeyer besänftigend. “So etwa?”

Uwe Hallenbroich hätte einen Eid darauf geleistet: der Schein hatte Mönkemeyers Hand nicht den Bruchteil einer Sekunde lang verlassen. Er war nur einmal schnell hin- und hergedreht worden. Aber jetzt prangten auf der Rückseite die beiden feisten Türme des Holstentors.

“Da soll doch gleich ...”, murmelte Uwe verblüfft.

Jupp nahm den Schein entgegen, prüfte ihn eingehend und befand ihn schließlich als einwandfrei. Julius Mönkemeyer bekam ein paar kleine Scheine und Münzen heraus und hinterließ ein Trinkgeld in Höhe von zwei Mark. Als er seine Brieftasche etwas umständlich wieder verstaut hatte, ertönte draußen auf der Straße eine laute Hupe. Der alte Glasdrop war angekommen.

Die beiden Fernscheinwerfer des schweren Turbodiesels fraßen sich durch die Nacht. Die Straße lag einsam und verlassen. Henner Glasdrop hatte voll aufgedreht, wie er sich auszudrücken pflegte. Und das kam nicht von ungefähr.

“Bitte nehmen Sie den kürzesten Weg”, hatte Julius Mönkemeyer ihn gebeten, als der Wagen sich “Bei Jupp” in Bewegung setzte.

“Der kürzeste Weg ist aber nicht die Autobahn”, hatte der alte Glasdrop erklärt.

“Das spielt keine Rolle”, war Mönkemeyers Reaktion gewesen. “Es ist für mich wichtig, daß wir den kürzesten Weg nehmen. Und wenn Sie ein wenig draufreten, gibt’s für Sie einen Bonus.”

“Hrrmph”, hatte daraufhin Henner Glasdrop gemacht und war dabei offensichtlich bester Laune. “Zwischen hier und Wackersheide kenne ich jeden Gendarmen. Von denen schreibt mich keiner auf. Und dahinter ...”

Der Rest war Schulterzucken. Julius Mönkemeyer hatte es sich auf dem

Rücksitz bequem gemacht. Er wirkte auf einmal locker und entspannt, gar nicht mehr so besorgt wie zuvor. Uwe Hallenbroich saß vorne neben dem alten Glasdrop. Manchmal fragte er sich, was er bei dieser Fahrt eigentlich zu suchen hätte. Es würde lange nach Mitternacht sein, bis sie wieder zurückkamen, und morgen bei der Arbeit hatte er wahrscheinlich einen schweren Kopf. Aber vorhin, als sie "Bei Jupp" durch die Tür kamen und auf das Auto zuschritten, da hatte er sich zu seinem eigenen Erstaunen plötzlich fragen hören:

"Macht's Ihnen was aus, wenn ich mitkomme?"

Und Mönkemeyer hatte darauf geantwortet:

"Nicht im geringsten. Ich hätte von mir aus um Ihre Begleitung gebeten."

Jetzt saß er neben Henner Glasdrop und sah zu, wie die beiden Scheinwerfer die Dunkelheit in sich hineinfraßen. Er wunderte sich: über eine Visitenkarte, die den Beruf ihres Eigentümers mit "Kosmokrat" angab, über einen 50-Mark-Schein, der sich auf mysteriöse Weise verwandelt hatte, und über sich selbst, weil er sich nicht nur ohne Anlaß um den Schlaf brachte, sondern sich obendrein noch eine kräftige Standpauke der Witwe Hallenbroich einhandelte, die, wenn es um Fragen der Schicklichkeit oder des Vernünftigseins ging, zu vergessen pflegte, daß ihr Sohn mit 34 Jahren ein ausgewachsener Mensch war.

Die Gegend, durch die Henner Glasdrop fuhr, kannte er nur oberflächlich. Der Weg zu seiner Arbeitsstätte führte auf der anderen Seite nach Versbrock hinaus. Hier war irgendwo die Wackerer Heide, die an Wochenenden als Picknick-Gelände diente. Dann kam die Eisenbahnlinie von Oldesmaar nach Breckenbüll, auf der seit zehn Jahren kein Zug mehr gefahren war, und dann ...

Eisiger Schreck fuhr ihm in die Glieder.

"Mensch...!" stieß er hervor.

"Was ist denn, Jung?" fragte der alte Glasdrop behäbig.

"Die Eisenbahnbrücke! Sie haben die Brücke abgerissen! Hast du das nicht gelesen?" haspelte Uwe herunter.

"So 'n Quatsch", brummte Henner Glasdrop "Na, da werden doch wohl ein paar Warnschilder stehen."

Er beugte sich über dem Steuerrad nach vorne und spähte in die Nacht hinaus.

"Lassen Sie sich nicht beunruhigen", sagte Julius Mönkemeyer von hinten. "Ich habe heute erfahren, daß die Brücke wieder in Betrieb ist."

"Na also...", knurrte der alte Glasdrop.

In der Ferne tauchte ein grellgelbes Zeichen mit dicken, schwarzen Buchstaben auf, schoß mit atemberaubender Geschwindigkeit heran und dann seitwärts am Wagen vorbei. Henner Glasdrop hatte gut 140 auf dem Tacho.

"Das... das war's!" schrie Uwe Hallenbroich in höchster Panik. "Brems doch, Mann!"

"Immer mit der Ruhe, mein Jung", sagte Glasdrop. "Du hast doch gehört, es ist alles in Ordnung ..."

Und plötzlich war die Straße zu Ende. Das Licht der Scheinwerfer fiel auf eine betonierte Schräge. Ein grauer Brückenpfeiler ragte auf; aber da, wo die Brücke hätte aufliegen sollen, war nur ein Gewirr von verbogenen, verrosteten

Stahldrähten.

Uwe Hallenbroich riß die Arme in die Höhe. Ganz winzig machte er sich in seinem Sitz und wollte dem Schicksal, das da unausweichlich auf ihn zukam, einen möglichst kleinen Wirkungsquerschnitt bieten. Er hörte, wie die Räder den Asphalt verließen. Plötzlich war alles ganz still. Der Wagen schoß durch die Luft, geradeswegs auf den Stahlbetonpfeiler zu. Henner Glasdrop saß wie erstarrt hinterm Steuerrad, die Augen weit aufgerissen.

Dann gab es einen fürchterlichen Krach, und im selben Augenblick wußte Uwe Hallenbroich nichts mehr.

Er saß auf einer glatten Fläche, so fugenlos, wie er noch nie eine gesehen hatte. Nebel war ringsum, und durch den Nebel lugten die Umrisse riesiger, unwirklicher Dinge. Eine Ahnung Sonne leuchtete durch den Dunst. Uwe begriff intuitiv, daß es früh am Morgen war, daß der Nebel sich lichten und der Tag wolkenlos und sonnig sein würde.

Das Merkwürdige war, daß er das Gefühl hatte, schon längere Zeit hier zu sitzen. Der Hintern tat ihm weh. Der Boden war nicht nur glatt und fugenlos, er war außerdem hart.

Er sah sich um. Keine drei Schritte entfernt stand Julius Mönkemeyer. Er war in eine eng anliegende, hellgraue Montur gekleidet, die futuristisch wirkte und aus einem Material bestand, das zugleich an Metall und an Leder erinnerte.

“Was... was ist los?” fragte Uwe verdattert.

“Wir sind am Ziel”, antwortete Mönkemeyer ernst.

“Wo ist... wo ist das Auto?” stotterte Uwe. “Und was ist aus dem alten Glasdrop geworden?”

“Glasdrop ist an der alten Breckenbüller Eisenbahnbrücke umgekehrt”, sagte Julius Mönkemeyer. “Ich habe ihn bezahlt, mit einem tüchtigen Aufgeld, und wir sind allein weitergegangen.”

“Wir ... wir sind nicht von der Brücke gestürzt?” fragte Uwe hilflos. “Es gab keinen Knall, keinen Unfall?”

“Natürlich nicht”, lächelte Julius Mönkemeyer. “Wir Kosmokraten sind zwar dem Transformsyndrom unterworfen, wenn wir die Grenzen unseres Bereichs überschreiten. Aber Unfälle können wir allemal verhüten.”

Uwe Hallenbroich stemmte sich in die Höhe. Verdammt, der Steiß brannte ihm ganz gewaltig. Verblüfft stellte er fest, daß er ähnlich gekleidet war wie Julius Mönkemeyer.

“Woher stammt das Zeug?” wollte er wissen und strich mit der Hand vorsichtig über ein Hosenbein, das sich so sanft anfühlte, als wäre es aus Samt, und so widerstandsfähig, als bestünde es aus gewalztem Edelstahl.

“Wir wollen uns jetzt nicht mit Nebensächlichkeiten aufhalten”, mahnte Mönkemeyer. “Wir haben nicht mehr viel Zeit. Die Aktion muß sofort begonnen werden.”

“Moment mal”, begehrte Uwe auf. “Du bist... ich meine, Sie sind wirklich ein Kosmokrat?”

“Ja”, sagte Mönkemeyer.

“Und hier... und jetzt... zum Teufel, wo bin ich eigentlich?”

“Terrania”, antwortete Mönkemeyer.

Da riß Uwe Hallenbroich den Kopf herum und sah, daß der Nebel inzwischen lichter geworden war. Die Umrisse hatten an Deutlichkeit gewonnen. Er sah, daß er sich auf dem platten Dach eines Gebäudes befand, und ringsum standen noch mehr Gebäude, pyramidenförmige, kegelförmige und solche, die aus verschiedenen geometrischen Formen zusammengesetzt waren, und es gab ihrer eine ungeheure, unübersehbare Menge, die bis zum Horizont und noch darüber hinaus reichte, und einige davon waren so hoch, als wollten sie durch den Nebel hindurch ein Loch in den Himmel bohren.

“Terrania”, hauchte Uwe Hallenbroich.

“Vierhundertachtundsiebzig Neuer Galaktischer Zeitrechnung”, kommentierte Julius Mönkemeyer.

“So weit sind wir doch noch gar nicht!” platzte Uwe heraus.

Aus der Tiefe kamen die Geräusche einer erwachenden Stadt, Geräusche, wie Uwe Hallenbroich sie noch nie gehört hatte: helles Summen der Gleitertriebwerke, flötende Signaltöne, zirpende Laute der Ultraschall-Kurzstreckenkommunikation - kurzum, das ganze akustische Spektrum einer städtischen Zivilisation, die aus Uwes Warte betrachtet, über zweitausend Jahre in der Zukunft lag.

“Wie weit die Veröffentlichung der Serie Perry Rhodan gediehen ist”, sagte Julius Mönkemeyer, der Uwes überraschten Ausruf wohl verstanden hatte, “hat auf die Wechselwirkung der parallelen Wirklichkeiten keinen Einfluß.”

Uwe starnte ihn an wie einen Geist.

“Das alles ist also Wirklichkeit geworden?” fragte er fassungslos. “Perry Rhodan, Terrania, die Neue Galaktische Zeitrechnung....?”

“So könnte man es sehen”, antwortete der Kosmokrat.

“Und wir... und wir ...” Plötzlich erinnerte er sich, daß Mönkemeyer von einer Aktion gesprochen hatte. “Was wollen wir hier eigentlich?” erkundigte er sich.

“Vishna befreien”, sagte Mönkemeyer.

“Vishna?!”

“Sie befindet sich in einer wenig beneidenswerten Lage, die sie allerdings in erster Linie ihrem eigenen Mangel an Umsicht zuzuschreiben hat”, antwortete Mönkemeyer ernst. “Immerhin, sie ist eine Kosmokratin, und man darf sie nicht in der Patsche stecken lassen. Deswegen brauche ich Ihre Hilfe.”

“Meine Hilfe?” rief Uwe. “Und was, wenn ich nicht angeboten hätte, mit nach Köln zu fahren?”

Er warf einen raschen Blick in die Runde, und plötzlich nahm angesichts der riesigen, fremdartigen Gebäude, der Name Köln einen ganz eigenartigen Geschmack auf seiner Zunge an. Köln! Köln! Gab es Köln überhaupt noch?

“Ich hätte Sie schon zu überreden gewußt”, lächelte Mönkemeyer.

“Moment mal, einen ganz kleinen Augenblick!” begehrte Uwe auf. “Sie sind Kosmokrat, Vishna ist Kosmokratin.” Einen Augenblick wurde er unsicher. “Ist sie doch wirklich, oder?”

Mönkemeyer nickte, und Uwe fuhr fort:

“Vishna ist in Not, und Sie brauchen einen kleinen Mechanikermeister aus Versbrock, der Ihnen hilft, sie zu befreien?”

“So ist es”, bestätigte Mönkemeyer.

“Ja, wo bleibt denn da die ganze Macht der Kosmokraten?” brach es aus Uwe hervor. “Wozu ist man denn Kosmokrat, wenn man nicht einmal...”

“Das liegt am KOHL”, fiel ihm Mönkemeyer ins Wort.

“Am... am Kohl!” staunte Uwe Hallenbroich fassungslos. “An unserem Bundeskanzler!”

“Nein, natürlich nicht”, korrigierte ihn Mönkemeyer. “KOHL steht abkürzend für Kosmokratisches Optionsbedingtes Handlungsfähigkeits-Limit. Vielleicht sollte ich Ihnen das ein wenig näher erklären.”

“Ja, das tun Sie man besser”, sagte Uwe Hallenbroich. “Ich fange nämlich allmählich an zu spinnen.”

“Daß Kosmokraten, wenn sie ihren eigentlichen Lebensbereich verlassen und sich in die Region der Standardintelligenzen begeben, dem Transformsyndrom unterliegen, davon haben Sie schon gehört?” begann Julius Mönkemeyer.

“Ja, an so was erinnere ich mich”, antwortete Uwe. “Taurec und Vishna, in diesem Zusammenhang war davon die Rede. Der Kosmokrat verliert den größten Teil seiner Fähigkeiten und wird praktisch zu einem Standardwesen.”

“So ist das”, bestätigte Mönkemeyer. “Aber ganz schutzlos überqueren wir die Grenze doch nicht. Es stehen uns gewisse Optionen zur Verfügung, also Fähigkeiten, die Sie als übersinnlich bezeichnen würden, die wir mit auf die Reise nehmen dürfen. Ihre Zahl ist allerdings beschränkt. Niemand hat jemals mehr als drei Optionen mitgenommen. Deswegen sagt man, unsere Handlungsfähigkeit sei optionsbedingt limitiert. Verstehen Sie das?”

“So einigermaßen”, sagte Uwe Hallenbroich.

“Gut. Die zwei Optionen, die ich mitgebracht habe, sind die chronotopische Transposition ...”

“Der beliebige Wechsel von Ort und Zeit”, versuchte Uwe zu raten.

“Ganz richtig, CHROTRANS genannt, und die Transmaterialisation, auch als TRANSMAT bezeichnet.”

“Die Umwandlung von Materie! Daher der falsche Fünfzigmarkschein, der plötzlich gar nicht mehr falsch war.”

“Ich sehe, ich habe in Ihnen keine schlechte Wahl getroffen”, lobte Julius Mönkemeyer.

“Mag sein”, antwortete Uwe. “Aber eines hätte ich doch gerne gewußt: Warum haben Sie sich ausgerechnet mich ausgesucht?”

“Ich brauchte jemand, dem ich nicht lange erklären mußte, was hier eigentlich vorgeht. Einen, der mit der Materie vertraut ist - mit der Materie Perry Rhodan, um genau zu sein.”

“Na schön. Aber es gibt so viele Perry-Rhodan-Leser...”

“Kaum einen”, fiel ihm Mönkemeyer ins Wort, “der sich so brennend für die Geschicke der Kosmokraten interessiert wie Sie.”

“So? Das hat also auch eine Rolle gespielt?” wunderte sich Uwe Hallenbroich. “Durchaus”, bestätigte Julius Mönkemeyer. “Aber zurück zu unserem ursprünglichen Thema. Infolge des KOHL bin ich in meiner Effizienz durchaus beschränkt. Ich besitze praktisch nicht mehr Fähigkeiten als Sie. Ich brauche Hilfe; denn alleine kann ich Vishna nicht aus ihrer Lage befreien. Verstehen Sie nun?”

“Ich will mal so tun, als ob”, sagte Uwe. “Wenn ich aber die Lage richtig überblicken, dann sind Vishna und die Menschheit zwar nicht in bestem Einverständnis, aber wenigstens nicht als Feinde voneinander geschieden. Wie kommt es, daß Vishna sich ausgerechnet in Terrania in der Zwickmühle befindet?”

“Sie dürfen nicht erwarten, daß sich die Entwicklung der parallelen Wirklichkeiten buchstabengetreu nach den Schilderungen Ihrer Science-fiction-Serie richtet”, erklärte Mönkemeyer. “Wir befinden uns hier in einem ... nun, Sie würden wahrscheinlich Paralleluniversum dazu sagen. Die Personen, denen Sie hier begegnen werden, ähneln jenen in Ihren Heften oft nur äußerlich.”

“Werde ich Perry Rhodan zu sehen bekommen?” wollte Uwe wissen.

“Das ist unwahrscheinlich. Rhodan hält sich zur Zeit in der Galaxis Tschuschik auf. Der Alles-Rat hat ihn zu einer Besprechung eingeladen.”

“Der Alles-Rat!” stöhnte Uwe Hallenbroich. “Das hält der Mensch im Kopf nicht aus!”

“Wir machen uns jetzt am besten auf den Weg”, schlug Julius Mönkemeyer vor. “Vishna befindet sich in einem Raum etwa auf halber Höhe des Gebäudes, um das achtzigste Stockwerk herum. Wir fahren dort mit dem Antigrav.”

Er wies auf ein kastenförmiges Gebilde, das sich am anderen Ende der Dachfläche erhob.

“Warum so umständlich?” wollte Uwe wissen. “Warum machen Sie das nicht mit dem Chrotrans?”

“In dem Gebäude unter uns befindet sich das Hauptquartier der Galaktischen Abwehr, Gal-Ab genannt”, erläuterte der Kosmokrat. “Es gibt Tausende von Sensoren, Abwehrmechanismen und ähnlichen Dingen. Die Benützung des Chrotrans löst psionische Streuimpulse aus, die auf jeden Fall registriert würden. Hier ist die konventionelle Vorgehensweise die beste.”

Der Hinweis auf die Sensoren und Abwehrmechanismen hatte Uwe einen leisen Schauder über den Rücken gejagt. Er hatte von Mikromeßgeräten gelesen, die die Mitosestrahlung des menschlichen Zellgewebes zu analysieren und anhand der Analyse zu entscheiden vermochten, ob es sich bei dem Untersuchten um einen Befugten oder einen Unbefugten handelte. Auch von verborgenen installierten Thermoblaster war da die Rede gewesen, die mit dem Unbefugten kurzen Prozeß machten. Aber das, fiel ihm nach einiger Überlegung ein, war zu der Zeit gewesen, als die Terraner noch gegen die Druuf kämpften. Heutzutage waren sie zivilisierter. Und ganz gewiß würde Julius Mönkemeyer sich nicht unbedacht in eine solche Gefahr begeben. Als Transformsyndrom-Geschädigter war er für den Energiestrahl eines Thermoblasters ebenso anfällig wie ein

normaler Mensch.

Der Aufbau am Rand des Daches besaß eine Tür, die sich ohne Mühe öffnen ließ. Dahinter lag ein kleiner Raum mit einem großen, runden Loch im Boden. Das Loch stellte das obere Ende eines Antigravschachts dar. Uwe Hallenbroich beugte sich vorsichtig nach vorne und bekam einen leisen Schwindelanfall, als er durch den hellerleuchteten Schacht 160 Stockwerke weit in die Tiefe blickte. Neben ihm schwang sich Julius Mönkemeyer unbesorgt über den Rand des Loches und sank gemächlich nach unten. Uwe schloß die und folgte ihm.

Es war ein ganz unbeschreibliches Gefühl. Er hatte sich bei der Lektüre seiner Lieblingsromane oft gefragt, was er empfinden würde, wenn er durch einen Antigravschacht glitte. Es war wie Fliegen, nur viel ruhiger, ohne jedes Gerüttel und Gewackel. Die Ausgänge der einzelnen Stockwerke stiegen an ihm vorbei in die Höhe. Obwohl die Bewegung gemächlich erschien, ging in Wirklichkeit alles recht schnell. Es kam ihm so vor, als könnte seit ihrem Einstieg höchstens eine Minute vergangen sein, als Julius Mönkemeyer im zuwinkte und einen der Etagenausgänge ansteuerte. Uwe tat es ihm nach und stellte sich dabei erstaunlich geschickt an, obwohl ihm selbst nicht klar war, wie er denn eigentlich seine Geschwindigkeit und seine Bewegungsrichtung zu beeinflussen vermochte. Er landete in einem breiten, hellen Korridor, dessen Boden so aussah, als sei er aus poliertem Zement gemacht, jedoch die Konsistenz eines mittelmäßig weichen Teppichs besaß.

“Vishna ist irgendwo hier in der Nähe”, sagte Julius Mönkemeyer mit unterdrückter Stimme.

Uwe horchte. Es war nirgendwo ein Laut zu hören, auch die Geräusche der Stadt waren längst verstummt. Entweder arbeitete die Gal-Ab völlig lautlos, oder es war noch niemand zur Arbeit erschienen.

Vorsichtig bewegten sie sich den Korridor entlang. Vor einer der vielen Türen blieb Mönkemeyer stehen. Es war für Uwe nicht ersichtlich, auf welche Weise er sich orientierte; aber von einem Kosmokraten erwartete man schließlich, daß er außer seinem KOHL auch sonst noch über ein paar besondere Fähigkeiten verfügte.

“Hier”, sagte Mönkemeyer mit Bestimmtheit. “Vishna ist hier. Der Augenblick ist günstig. Es befindet sich nur ein einziger Mensch bei ihr.”

Die Tür bildete kein Hindernis. Sie führte in einen kleinen, spärlich möblierten Vorraum. In der rückwärtigen Wand stand eine weitere Tür offen. Die Stimme eines Mannes war zu hören.

“Spreiz dich, solange du willst”, sagte sie. “Ich habe Zeit. Und eines Tages wirst du einsehen, daß es besser ist, wenn du mit mir zusammenarbeitest.”

“Selbst mit Zellaktivator wirst du diesen Tag nicht erleben”, antwortete eine dunkle, rauchige Frauenstimme, bei deren Klang es Uwe heiß um die Ohren wurde.

Julius Mönkemeyer hatte ihn an der Schulter gefaßt und schob ihn in Richtung der offenen Tür. Uwe spähte um den Türpfosten.

Er sah ein paar Einrichtungsgegenstände, deren Funktion ihm verborgen blieb.

Sie gehörten offenbar zur Technik des 5. Jahrhunderts Neuer Galaktischer Zeitrechnung. Dann erblickte er Vishna. Es durchzuckte ihn wie ein elektrischer Schock. Heiliger Himmel, war die Frau schön! Ganz wie er sie sich immer vorgestellt hatte, mit einem Gesicht, dessen Schnitt in der Seele eines jeden gesunden Mannes ungezügeltes Verlangen weckte. Mit dunklen, großen Augen, in denen ein schwarzes Feuer zu brennen schien. Die Kosmokratin war in eine enganliegende, silberne und schwarze Kombination gekleidet. Sie saß auf einem bequemen Sessel. Rings um den Sessel flimmerte die Luft. Uwe begriff, daß Vishna von einem energetischen Sperrfeld umgeben war.

Er beugte sich ein wenig weiter nach vorne und erspähte um die Ecke herum einen mächtigen, mit allerlei komplexem Gerät ausgestatteten Arbeitstisch. Hinter dem Tisch, in einem Sitzmöbel, das schon eher einem Thron glich, hatte es sich ein hochgewachsener, dunkelhaariger Mann mittleren Alters bequem gemacht. Er trug eine taubengraue Uniform mit Rangabzeichen, die aus stilisierten, goldenen Kometen bestand.

Uwe Hallenbroich war nicht sicher, ob in den langen Jahren, die die größte Science-fiction-Serie der Welt schon auf dem Markt war, sich je ein Zeichner die Mühe gemacht hatte, diesen Mann zu konterfeien. Aber gleichgültig, ob er je sein Bild gesehen oder ihn sich nur in der Phantasie ausgemalt hatte: er wußte genau, wer der Mann war.

Galbraith Deighton, früher Chef der Solaren Abwehr - jetzt, zu einer Zeit, die aus der Warte des Bandes 1333 noch 31 Jahre in der Zukunft lag, offenbar zum Oberbefehlshaber der Gal-Ab avanciert.

Deighton mußte etwas gehört haben. Er sprang auf und fuhr herum. Es gelang Uwe Hallenbroich nicht, sich schnell genug zurückzuziehen.

“Wer ist da?” donnerte Galbraith Deightons Stimme. “Wie kommst du hier herein.”

Uwe sah, wie Deightons Hand nach dem Kolben der Waffe stach, die er im Gürtel trug.

“Nicht schießen!” schrie er voller Verzweiflung. “Ich will doch nur... ich wollte doch nur ...”

Ja, was er eigentlich wollte, das wußte er selbst nicht. Er war gekommen, um Julius Mönkemeyer bei der Befreiung Vishnas zu helfen. Aber wie das im einzelnen vonstatten gehen sollte, davon hatte er keine Ahnung.

“Tritt näher!” befahl Galbraith Deighton. “Und nimm die Arme in die Höhe.”

Uwe gehorchte. Deighton hatte die Waffe in Anschlag gebracht. In der Mündung glomm orangerot das Abstrahlfeld. Es war dem frischgebackenen Mechanikermeister aus Versbrock noch nie so mulmig zumute gewesen wie in diesem Augenblick.

“Was ist denn das für ein Schlappschwanz?” hörte er Vishna verächtlich fragen. “Mensch, du trägst doch selber eine Waffe!”

Instinktiv griff Uwe zur Hüfte. Es war eine reine Reflexbewegung. Nichts lag ihm ferner, als sich mit Galbraith Deighton auf ein Duell à la Matt Dillon einzulassen. Vishnas Ausruf hatte ihn überrascht. Er wollte nachsehen, ob da

wirklich eine Waffe war.

“Hand weg!” brüllte Galbraith Deighton.

Der Blaster in seiner Hand spie Feuer. Uwe schrie entsetzt auf; aber der Chef der Gal-Ab hatte nur einen Warnschuß abgefeuert. Der daumendicke Energiestrahl versengte Uwe die Haut; sonst richtete er keinen Schaden an.

In diesem Augenblick trat Julius Mönkemeyer in Aktion. Er kam durch die offene Tür gesprungen. Sein Schocker gab ein helles Singen von sich. Uwe sah ein blaßgrünes Energiebündel, das durch die Luft stach. Galbraith Deighton gab ein ächzendes Geräusch von sich und ging in die Knie. Er war getroffen, aber noch längst nicht ausgeschaltet.

In diesem Augenblick verschwand ein Stück der rückwärtigen Wand des Raumes. Es war einfach plötzlich nicht mehr da. Drei schwerbewaffnete Roboter erschienen, mächtige, metallene Gestalten von zweieinhalf Metern Höhe.

“Die beiden dort!” gellte Galbraith Deightons Befehl. “Macht sie unschädlich!” Auf einmal hatte Uwe Hallenbroich doch seine Waffe in der Hand. Verwundert und ein wenig benommen von all dem unglaublichen Geschehen, musterte er den kleinen Schaltebel mit vier Einstellungsmöglichkeiten: P, R, N, D. Davon stand P, so nahm er an, für Paralysator. Aber was die anderen Buchstaben zu bedeuten hatten, das wußte er nicht.

“Desintegrator!” rief Vishna ihm zu. “Schalt auf Desintegrator-Modus! ”

Aha - das mußte das D sein. Uwe tat, wie ihm geheißen war. Inzwischen näherten sich die stampfenden Schritte der Roboter.

“Da hilft nur noch Chrotrans!” hörte er Julius Mönkemeyer sagen. “Halt das Fort, Uwe! Ich bin gleich zurück.”

Es gab einen halblauten Knall, und der Kosmokrat war vom Fleck weg verschwunden. Uwe schnellte sich nach vorne und ging hinter dem Arbeitstisch in Deckung. Galbraith Deighton kauerte unmittelbar neben ihm. Mönkemeyers Schockschuß hatte ihn in den Arm getroffen. Er hatte die Waffe fallengelassen und stellte im Augenblick keine unmittelbare Gefahr mehr dar.

Der Umriß eines Roboterschädel erschien über der Kante des Tisches. Uwe riß den Lauf des Kombiladers in die Höhe und drückte ab. Es gab ein häßliches Geräusch, wie wenn jemand ein grobes Stück Stoff entzweireißt, und der Kopf des Roboters löste sich in Metalldämpfe auf.

Der Erfolg trug wenig dazu bei, Uwes Zuversicht zu erhöhen. Er hörte den Roboter rumpelnd und scheppernd zu Boden stürzen. Die Wände zitterten. Aber da waren noch zwei weitere Roboter, und nachdem er den ersten so mühelos ausgeschaltet hatte, würden sie ihre Taktik ändern. Verdammtd und zugenährt, wozu hatte Mönkemeyer auch gerade in diesem Augenblick seinen Chrotrans aktivieren müssen? Was wollte er überhaupt erreichen?

Uwe wandte sich an Deighton. Das Gesicht des Gal-Ab-Chefs war schmerzverzerrt.

“Ich wollte das nicht!” stieß Uwe hervor. “Ich bin in diese Sache hineingeschliddert wie ... wie ...”

Es fiel ihm kein passender Vergleich ein. Galbraith Deighton nickte grimmig. "Ich seh's dir an, mein Junge", sagte er. "Dir leuchtet die Strangeness aus den Augen. Na, noch ist kein Bein gebrochen. Du brauchst nur..."

Es tat einen donnernden Krach, und der vordere Teil des mächtigen Arbeitstischs löste sich in Rauch und Flammen auf. Eine kochendheiße Druckwelle packte Uwe und schleuderte ihn gegen die Wand. Die Luft wurde ihm aus den Lungen gepreßt. Schwarze Schleier tanzten ihm vor den Augen. Die Schritte der Roboter hörten sich an wie Kanonenschüsse. Sie kamen näher.

Jetzt ist alles aus, dachte Uwe Hallenbroich verzweifelt. Sie feuern aus schweren Waffen. Er versuchte, sich in die Höhe zu stemmen. Aber der harte Aufprall hatte ihm den Kopf durcheinandergebracht, und die Beine knickten ihm ein. Er hatte ein dumpfes Rauschen in den Ohren, und das Bild der Umgebung tanzte ihm vor den Augen. Er sah die metallisch schimmernde Körperhülle eines Roboters so nah, daß er sie mit der Hand hätte berühren können. Die Bauchmuskeln verkrampten sich in Erwartung des Schusses, der unweigerlich das Ende bringen würde. Er schloß die Augen.

Da war es mit einemmal still. So unheimlich still, daß er voll und ganz erwartete, wenn er jetzt die Lider aufklappte, würde er über sich die Decke seines Zimmers sehen mitsamt dem Modell der Space Shuttle, das er vor zwei Jahren gebastelt hatte. Denn all das verrückte Geschehen, das in den vergangenen Minuten über ihn hereingebrochen war, das konnte doch nur ein Traum gewesen sein, ein ganz verrückter Alptraum.

Der harte Druck im Rücken, das Brennen auf der Wange, wo ihm die Haut versengt worden war, belehrten ihn eines Besseren, noch bevor der erste optische Eindruck sich von den Augen bis zum Gehirn fortgepflanzt hatte. Dichter Qualm wallte ringsum. Der ausgebrannte Arbeitstisch knisterte und knackte. Ein Roboter stand starr einen Meter vor Uwe, die schwere Waffe schußbereit ausgerichtet, jedoch ohne Abstrahlfeld in der Mündung. Galbraith Deighton war zu Boden gesunken. Er rührte sich nicht mehr. Anscheinend hatte ihn der Schmerz zu guter Letzt doch noch übermannt.

Durch den Qualm drangen die Worte einer zornigen Frauenstimme.

"Du Hohlkopf von einem Kosmokraten - was hast du angerichtet?"

"Ich habe die zentrale Energieversorgung des Gebäudes lahmgelegt." Das war unverkennbar Julius Mönkemeyers Stimme. "Es gibt nirgendwo mehr einen Roboter, der uns gefährlich werden kann."

"Und gleichzeitig hast du das ganze Projekt Ursula vermasselt!" schrie Vishna in höchster Wut. "Oh, du hirnverbrannter Allesbesserwisser..."

"Ruhig jetzt", mahnte Julius Mönkemeyer. "Ich muß meinen Mitarbeiter finden. Er ist hier irgendwo... Wenn nur der Qualm nicht wäre!"

"Hier bin ich!" brüllte Uwe Hallenbroich aus voller Lunge.

Er war noch nie im Leben so erleichtert gewesen wie in diesem Augenblick, als durch den Rauch die Umrisse des Mannes sichtbar wurden, an dessen Kosmokraten-Status er nun nicht mehr den geringsten Zweifel hatte.

Sie hatten die äußere Tür geöffnet. Ein wenig Durchzug war entstanden und

hatte den Qualm mit sich genommen. Uwe Hallenbroich stand unter der Türöffnung, die zum Vorraum führte, und wurde Zeuge einer Szene, wie sie die Autoren der Serie Perry Rhodan nie zu beschreiben gewagt hätten.

“Du steckst deine Wurstfinger in alles, was dich nichts angeht”, schrie Vishna zornentbrannt. “Es will nicht in deinen von allen guten Geistern verlassenen Verstand, daß auch andere in der Lage sind, ein Projekt zu planen, durchzuführen und erfolgreich zu Ende zu bringen. Wenn uns Ursula durch die Binsen geht, ist es ganz allein deine Schuld.”

Die Kosmokratin war außer sich. Während sie sprach, bewegte sie sich mit hastigen Schritten auf und ab. Es loderte jetzt wirklich in ihren Augen - nicht mehr wie von schwarzen Flammen, sondern vom Grün der unbeherrschten Wut. Julius Mönkemeyer dagegen stand still und wirkte ein wenig betreten.

“Wie kann meine Aktion dein Projekt in Gefahr gebracht haben?” fragte er verwundert. “Du bist dem Transformsyndrom unterworfen wie ich. Deighton hatte dich in seiner Gewalt. Meinst du, er hätte dich noch einmal von hier entkommen lassen?”

“Nimm doch mal die Bremse von deinem Denkmotor!” zeterte Vishna. “Ich hab’ eine MADE in meinem KOHL.”

“Ooh!” machte Julius Mönkemeyer hilflos. “Eine MADE!”

“Ja. Ich hätte dem Zirkus hier jederzeit ein Ende machen können”, fuhr die Kosmokratin ihn an. “Natürlich hätte ich gewartet, bis der Kontakt zwischen Deighton und den Talendern zustande gekommen wäre. Die Talender hätten mich zu Photap geführt, und ich hätte Ursula von hinten her aufgerollt.”

“So ist das”, murmelte Julius Mönkemeyer unglücklich.

“Ja, so ist das, du Plattefußstrategie”, fauchte Vishna. “Und was ist jetzt? Der ganze schöne Plan im Eimer. Ich kann wieder von vorne anfangen. Und alles nur, weil du...”

Julius Mönkemeyer hob die Hand, und tatsächlich gelang es ihm, die Zornige ein paar Augenblicke lang zum Schweigen zu bringen.

“Noch ist nicht mehr als ein kleiner Bruchteil verloren”, sagte Mönkemeyer. “Ich sehe eine Möglichkeit, die Sache ohne viel Aufwand wieder ins Lot zu bringen.”

“Den Teufel wirst du tun!” schrie die Kosmokratin.

“Welche Wahl hast du?” fragte Mönkemeyer. “Weißt du, wieviel Arbeit das ist?”

“Ja. Und ich weiß auch, wem ich das verdanke”, giftete Vishna.

“Aber ich mache meinen Fehler wieder gut”, beharrte Julius Mönkemeyer. Man sah ihm an, daß er eine Idee entwickelt hatte, für die er sich begeisterte. “Du brauchst gar nichts zu tun. Im Handumdrehen befindest du dich wieder in Galbraith Deightons Gewalt, und es wird alles ganz kausal und logisch zugehen. Er wird nicht auf den Gedanken kommen, daß wir ihm mit Hilfe des quantifizierten Wirklichkeitsgradienten einen Streich gespielt haben.”

Vishna schien sich zu beruhigen.

“Was hast du vor?” fragte sie mißtrauisch.

"Nichts, was ich dir mitteilen darf", antwortete Mönkemeyer. "Du mußt ahnungslos sein, sonst funktioniert die Taktik nicht. Wie kam es, daß du Deighton in die Hände fielst?"

"Ich war auf Poikki-Katu..."

"... und Partiolainen stellte dir eine Falle", beendete Mönkemeyer den Satz.

"Ja. Ganz wie geplant."

"Gut!" Mönkemeyer strahlte. "Mehr brauche ich nicht zu wissen. Uwe, wo sind Sie? Kommen Sie her, nehmen Sie meine Hand."

Uwe Hallenbroich kam herbei und ergriff Mönkemeyers Hand.

"Halt! Wohin willst du?" rief Vishna. "Ich laß dich nicht so einfach gehen ..."

"Keine Zeit", lachte Julius Mönkemeyer. "Du wirst sehen: in ein paar Parasekunden ist alles wieder in Ordnung."

Er zog Uwe mit sich in Richtung Ausgang.

"Langsam, langsam", beklagte sich Uwe verdattert. "Wo geht's jetzt hin?"

"Das werden Sie sehen, mein Freund", sagte Mönkemeyer, der auf einmal bester Laune war. "Vertrauen Sie mir nur."

Uwe Hallenbroich sah, wie das spärliche Mobiliar des Vorraums sich plötzlich aufblähte. Stühle wurden zu riesigen Gestellen, so groß wie ein Haus. Kissen verwandelten sich in Ballons. Die vordere Tür war auf einmal eine Öffnung, durch die ein Airbus bequem ein- und ausfahren können. Gleichzeitig wurden die Dinge durchsichtig. Sie lösten sich auf. Uwe verlor die Orientierung und spürte ganz kurz, aber heftig das Gefühl schwerelosen Fallens.

Dann war er plötzlich ganz woanders.

Nebel war offensichtlich die unvermeidbare Begleiterscheinung solcher Versetzungen durch Raum und Zeit. Uwe Hallenbroich stand in nassem Gras, das ihm bis über die Knöchel reichte. Ringsum war dichter Nebel, der die Sichtweite auf drei Meter begrenzte. Uwe hielt noch immer Julius Mönkemeyers Hand.

"Wo sind wir?" war seine erste Frage.

"Aufgrund der Spezialkenntnisse, die ich mir für diesen Einsatz angeeignet habe", antwortete der Kosmokrat, "würde ich sagen, wir befinden uns im Boddenmöller Moor."

"Nie gehört", brummte Uwe. "Klingt aber heimatlich. Wir sind also durch die Zeit zurück gereist?"

"Ja", sagte Mönkemeyer. "Ich möchte Sie jedoch vor falschen Schlüssen warnen.".

"Mich interessieren Schlüsse nicht, weder falsche noch richtige. Ich will nach Hause. Können Sie mir dazu verhelfen?"

"Natürlich." Mönkemeyer schien nachzudenken. "Eigentlich brauche ich Ihre Hilfe nicht mehr. Hätte sie nie gebraucht, wenn es mir rechtzeitig gelungen wäre, mich mit Vishna abzustimmen. Eine wirklich dumme Fehlleistung war das." Auf einmal wirkte er wieder zerknirscht. "Hätte mir doch denken können, daß sich Vishna nicht unvorbereitet... Na, lassen wir das. Wie hat sie mich genannt? Einen Plattfußstrategen?" Er verzog das Gesicht. "Ich nehme an, das

habe ich verdient."

"Was war da eigentlich?" fragte Uwe Hallenbroich neugierig. "Sie dachten, Vishna sei in Gefahr. Sah ja auch wohl so aus. Sie wollten sie befreien; aber das war nicht nach Vishnas Plan."

"Nein", sagte Julius Mönkemeyer. "Weil sie eben eine MADE in ihrem KOHL hat."

"Was ist eine MADE?"

"Akronym für Multiadaptive Destabilisierungs-Einheit", erklärte Mönkemeyer. "Im entscheidenden Augenblick hätte Vishna damit den psionischen Äther dermaßen destabilisiert, daß kein standardintelligentes Wesen mehr einen vernünftigen Gedanken hätte fassen können. Eine sehr wirksame KOHL-Option ist das. Ich hätte daran denken müssen. Vishna hätte einfach ihre Befehle erteilt, und jeder einzelne wäre ohne Widerspruch befolgt worden."

"Von Galbraith Deighton und den Talendern?"

"Ja."

"Die Talender hätten Vishna zu Photap geführt?"

"Ja."

Uwe Hallenbroich drückte sich die Hand gegen die Stirn und schüttelte den Kopf.

"Ich weiß überhaupt nicht mehr, wovon ich rede", stöhnte er. "Projekt Ursula, was ist das?"

"Ursula, das Bärchen", antwortete Julius Mönkemeyer. "Der Kleine Bär. Ursa Minor. Galaxis Naupaum-Gurrad-Carfesch sechs-zwo-eins-sieben, im Abschnitt Ursa Minor, sechszundfünfzig Millionen Lichtjahre von Terra entfernt."

"Was ist damit?" wollte Uwe wissen.

"Diese Galaxis hat den Eigennamen Palum. Palum gehört zur Mächtigkeitsballung der Superintelligenz Eshnervat, jedoch hat Eshnervat die Verwaltung von Palum einem Fürsten des Feuers namens Kalvernachrah übertragen. Kalvernachrah wiederum steht im Dienst des Hexameristen Bentapal-leugo, dem nichts näher am Herzen liegt, als Palum so rasch wie möglich über die interkosmische Grenze hinweg in ein anderes Universum zu befördern."

"Moment, Moment!" protestierte Uwe und winkte mit der Hand vorm Gesicht hin und her. "Was hat das alles mit Poikki-Katu und mit Partiolainen zu tun?"

"Partiolainen", antwortete Mönkemeyer, "arbeitet für ..."

Uwe Hallenbroich unterbrach ihn mit einem zweiten Wink.

"Vergessen Sie das", bat er. "Ich bin sowieso schon völlig durcheinander. Noch ein Name, und mir platzt der Kopf. Sagen Sie mir lieber das eine: Warum wäre es für die Kosmokraten so schlimm, wenn Palum in ein anderes Universum versetzt würde?"

"Nicht für die Kosmokraten", verbesserte Julius Mönkemeyer. "Es wäre schlimm für den Moralischen Kode des Universums,"

"Warum?"

"Weil das Kosmonukleotid DJOSER seinen Standort unter Palum hat."

“Unter Palum?” fragte Uwe verwirrt.

“In der TIEFE”, erläuterte der Kosmokrat. “Davon haben Sie schon gehört, oder nicht?”

“Gewiß doch”, bestätigte Uwe. “In der TIEFE sind die Nukleotide des Moralischen Kodes des Universums angesiedelt. Und die Kosmokraten fürchten, daß, wenn Palum verschwindet ...”

“... auch DJOSER verschwinden oder zumindest in negativem Sinn beeinflußt werden würde”, führte Mönkemeyer den angefangenen Satz zu Ende. “Da die Kosmokraten sich als Hüter des Moralischen Kodes betrachten, müssen sie etwas unternehmen. Verstehen Sie jetzt die Zusammenhänge?”

Uwe Hallenbroich seufzte und schüttelte den Kopf.

“Nein. Ich kann mich nicht einmal mehr erinnern, wie diese Unterhaltung angefangen hat.”

“Für Standardintelligenzen ist die Arbeitsweise der Kosmokraten recht verwirrend”, sagte Julius Mönkemeyer ernst. Es kam Uwe so vor, als schwänge in seiner Stimme ein tadelnder Unterton mit. “Und dennoch bestehen Sie darauf, daß Abenteuer geschrieben werden, die im Bereich hinter den Materiequellen spielen.”

“Ja, natürlich”, ereiferte sich Uwe. “Wie sieht es dort eigentlich aus? Das wenigstens könnten Sie mir beschreiben.”

“Das Reich hinter den Materiequellen ist bar jeder Kausalität, wie Sie sie kennen”, antwortete Julius Mönkemeyer. “Wenn man Sie dorthin versetzt, erlebten Sie eine Folge gänzlich akausaler Abenteuer, von denen das eine nichts mit dem anderen zu tun zu haben scheint...”

“Aha! Scheint!” rief Uwe.

“Ganz richtig: scheint. Daß ein logischer Zusammenhang dennoch besteht, können Sie nicht erkennen. Es gibt eine übergeordnete Kausalität, jene des fünfdimensionalen Kontinuums nämlich. Da der Verstand der Standardintelligenz jedoch auf das Begreifen vierdimensionaler Ereignisse beschränkt ist, wären Sie hinter den Materiequellen absolut verloren und würden binnen kurzer Zeit den Verstand verlieren.”

Darüber mußte Uwe Hallenbroich erst eine Zeitlang nachdenken.

“So ist das also”, sagte er schließlich. “Deswegen traut sich keiner, darüber zu schreiben.”

“Eben haben Sie's begriffen”, lobte Julius Mönkemeyer.

“Also gut, ich geb' auf”, resignierte Uwe. “Keine Geschichten über das Kosmokratenreich.”

“Auch nicht bei Atlan”, warnte Mönkemeyer.

“Einverstanden, auch nicht bei Atlan. Das haben sie mir ja aus Rastatt schon geschrieben. Aber eines wüßte ich doch noch gerne. Wie wollen Sie Vishna aus der Patsche holen?”

“Vishnas ursprünglicher Plan ist ausgezeichnet.” An seiner bedächtigen Sprechweise merkte man, daß Julius Mönkemeyer die Frage durchaus ernst nahm. “Sie muß Galbraith Deighton in die Hände fallen. Nur auf diesem Wege

findet sie zu Photap, der den Schlüssel zur Lösung des Problems besitzt. Durch meine Unbesonnenheit habe ich Vishnas Strategie durchkreuzt. Ich habe sie aus Deightons Gefangenschaft befreit. Von diesem Punkt an läßt sich ihr Vorhaben auf normalkausalem Wege nicht weiterführen. Wir müssen also ein paar Parasekunden zurücktreten und die Sache von einer anderen Wirklichkeitsebene aus noch einmal angehen..."

"Was ist eine Parasekunde?" fiel Uwe Hallenbroich ihm ins Wort.

"Eine Maßeinheit, die zur Angabe der temporalen und kausalen Entfernung zweier paralleler Realitätsniveaus dient", sagte Mönkemeyer.

"Tut mir leid, daß ich gefragt habe", resignierte Uwe. "Bitte erzählen Sie weiter."

"Wir wollen nicht noch einmal ganz von vorne anfangen, wie es Vishna im ersten Zorn vorschwebte", fuhr Julius Mönkemeyer unbeeindruckt fort, "sondern nur einen kurzen Schritt zurück und auch seitwärts tun, um die Entwicklung noch einmal anders einzufädeln. Dasselbe darf nicht noch einmal geschehen; sonst stieße Vishna auf einen Galbraith Deighton, der bereits weiß, was ihm bevorsteht. Ich muß ihm Vishna auf andere Art und Weise in die Hände spielen. Sie darf nicht auf Poikki-Katu in Partiolainens Falle gehen, sondern muß auf Nija Panda von Pelelezi gefangengenommen werden. Pelelezi arbeitet ebenfalls mit Deighton zusammen und wird Vishna planmäßig ausliefern."

Uwe Hallenbroich brannte schon die ganze Zeit über eine Frage auf der Zunge.

"Wenn Sie aber Vishnas Plan von einer anderen Wirklichkeitsebene aus wieder in Gang setzen...", begann er.

Aber Julius Mönkemeyer unterbrach ihn sofort. Er legte ihm eine Hand auf den Arm und sagte:

"Ganz still! Da kommt etwas. Hören Sie's?"

Es war nicht zu überhören. Es begann als fernes Summen und schwoll zu hohlem Brausen an. Ein Windzug erhob sich. Der Nebel geriet in Bewegung. Uwe glaubte einen mächtigen, finsternen Schatten zu sehen, der sich durch den Dunst senkte. Ein leichter Stoß fuhr durch den Boden. Das Brausen verebbte. Es hörte sich an wie das Auslaufen eines schweren Motors.

"Ort und Zeit vorzüglich gewählt", sagte Julius Mönkemeyer, und die Anerkennung, die in seinen Worten lag, galt ihm selbst. "Das ist Pelelezis Raumboot. Mein Plan wird sich auf höchst einfache Weise verwirklichen lassen. Bitte entschuldigen Sie mich einen Augenblick. Ich bin gleich zurück."

"Was haben Sie denn vor?" wollte Uwe Hallenbroich wissen.

Aber bevor er das letzte Wort über die Lippen brachte, war Julius Mönkemeyer schon verschwunden.

Ein paar Minuten vergingen. Dann waren plötzlich raschelnde Schritte im Gras zu hören. Der Kosmokrat tauchte auf.

"Nicht mehr richtig zum Ausgangsort zurückgefunden", lächelte er. "Der verdammte Nebel ist daran schuld. Man kann sich ja gar nicht orientieren."

"Wo waren Sie?" wollte Uwe Hallenbroich wissen.

"An Bord des Raumboots", antwortete Mönkemeyer. "Ich habe Pelelezis

Computer ein paar Daten gefüttert, auf die er in Kürze wie durch Zufall stoßen wird. Aus den Daten geht hervor, wie Pelelezi Vishna in die Hände bekommen kann. Er wird den Hinweis gewiß nicht unbeachtet lassen."

"Pelelezi ist mit seinem Raumboot in meiner Zeit gelandet? Im Boddenmöller Moor?"

"Im Boddenmöller Moor, ja", antwortete Mönkemeyer ein wenig verwundert.
"Aber wieso in Ihrer Zeit?"

"Ich dachte... sagten Sie nicht, wir seien durch die Zeit zurückgereist?"

"Sie sagten es, und ich bejahte die Frage", verbesserte der Kosmokrat. "Aber mein lieber Mann, doch nicht alle zweitausendachtundsiebzig Jahre! Nur ein paar davon, sechs, um genau zu sein. Wir schreiben hier das Jahr vierhundertzweiundsiebzig neugalaktischer Simultanzeit."

"Was?! Und da existiert das Boddenmöller Moor noch in seinem Originalzustand?" rief Uwe Hallenbroich verblüfft.

"Ich dachte, Sie kannten den Ort nicht", hielt Mönkemeyer ihm entgegen.

"Na ja, nicht direkt", dehnte Uwe. "Aber man kann sich doch was drunter vorstellen."

Darauf ging Julius Mönkemeyer nicht ein.

"Kommen Sie", forderte er Uwe auf. "Sie wollten doch nach Hause, nicht wahr?"

"Liebend gerne", bestätigte Uwe.

Mönkemeyer schritt voran. Sie gingen mit schmatzenden Schritten durch das nasse Gras. Der Kosmokrat schien genau zu wissen, wohin er sich zu wenden hatte, obwohl es nicht einen einzigen Orientierungspunkt gab. Uwe war überaus nachdenklich geworden.

"Was ich Sie vorhin fragen wollte", sagte er schließlich: "Wenn Sie Vishnas Plan von einer anderen Wirklichkeitsebene aus wieder in Gang setzen wollen, treffen Sie dann nicht ein paar Jahre zeitabwärts - sechs Jahre, sagten Sie, glaube ich - nicht auf eine ganz andere Vishna? Eben auf die Vishna der anderen Realitätsebene?"

"Das ist standardintelligentes Denken", antwortete Julius Mönkemeyer. "Für mich ist die Frage nicht relevant. Welche Vishna das Vorhaben vollendet, ist dem Moralischen Kode völlig gleichgültig - und um den geht es ja letzten Endes."

Uwe Hallenbroich seufzte. Sobald er wieder daheim war, würde er einen Brief nach Rastatt schreiben und Abbitte leisten. Welch hirnverbrannte Idee, über das Reich der Kosmokraten einen zusammenhängenden, verständlichen Roman schreiben zu wollen!

Plötzlich hörte das Gras auf, und er hatte rissigen Beton unter den Füßen. Irgendwo in der Ferne ertönte ein schriller Pfiff.

"Bis hierher begleite ich Sie", sagte Julius Mönkemeyer. "Ich danke Ihnen für die Bereitschaft, mir zu helfen. Es tut mir leid, daß sich die Sache so ganz anders entwickelt hat als ursprünglich geplant. Aber..."

"Moment mal!" unterbrach ihn Uwe Hallenbroich. "Wie komme ich von hier

nach Hause?"

"Sie nehmen das nächste Transportmittel", sagte der Kosmokrat. "Das hier brauchen Sie auch."

Er griff in die Tasche und brachte ein kleines Stückchen grüner Pappe zum Vorschein. Uwe nahm es in die Hand und las, fassungslos:

Personenfahrkarte Boddenmölle

nach

Hinsbüttel

oder Versbrock

oder Wackersheide

37 - 45 km

1. Klasse

DM 5,90

"Was... was...", stotterte Uwe Hallenbroich. "Wo liegt eigentlich Boddenmölle? Ich kenne jeden Ort in einhundert Kilometern Umkreis..."

"Boddenmölle liegt auf Nija Panda, einer Welt des Uwon-go-Systems in der Galaxis Palum", antwortete Julius Mönkemeyer. "Warum fragen Sie? Ich dachte, das wäre Ihnen klargeworden?"

"Nichts ist mir klargeworden!" schrie Uwe voller Verzweiflung. "Ich werd' noch verrückt in diesem Durcheinander..."

Weiter kam er nicht. Ein schriller Pfiff und dumpfes, dröhndes Gerumpel rissen ihm die Worte vom Mund. Bremsen quietschten. Ein stählernes Ungetüm schob sich durch den Dunst, unten ozeanblau, oben beige lackiert. Drei Lampen, zum Dreieck angeordnet, zeichneten weiße Lichtkegel in den Nebel. Auf einem Schild an der Vorderseite des stählernen Kastens las Uwe: 111 223-5.

"Der Wagen erster Klasse befindet sich in der Mitte des Zuges", sagte Julius Mönkemeyer. "Kommen Sie, Sie haben nicht viel Zeit. In Boddenmölle wird nicht lange gehalten."

Eine silberne, mit Pfauenauge-Muster versehene Wand tauchte auf, während Uwe sich von Mönkemeyer durch den Nebel ziehen ließ. Irgendwo rief jemand: "Von der Bahnsteigkante zurücktreten. Der Zug fährt ab."

Da war eine offene Tür, zu der drei steile Stufen hinaufführten. Mönkemeyer gab Uwe einen Schubs. Uwe stolperte die kurze Treppe hinauf. Oben wandte er sich noch einmal um.

"Woher soll ich denn...", begann er.

"Flapp-krach", machte die Tür und war zu.

Der Zug ruckte an. Uwe stolperte ins nächstbeste Abteil. Er war der einzige Fahrgäst in diesem Teil des Wagens. Erschöpft sank er ins Polster. Draußen, vor dem Fenster, huschten weiße Nebelbahnen vorbei.

Die Erschöpfung setzte ein. Mit derart verzweifelter Hartnäckigkeit hatte Uwe Hallenbroich versucht, die verzwickten Zusammenhänge zu verstehen, denen er in den vergangenen Stunden ausgesetzt war, daß der Verstand ihm schließlich den Dienst aufkündigte. Bleierne Müdigkeit zerrte an den Gliedern und stauchte ihn tief in das abgenutzte, graubraune Polster der 1. Klasse. Das monotone

Rumpeln der Räder tat ein übriges.

Uwe Hallenbroich schlief ein.

Mißtrausische Sinne machten vertraute Wahrnehmungen. Über ihm, an einem Stück Zwirn befestigt, drehte sich langsam das Modell der Space Shuttle. Jenseits der Tür war die Stimme der Witwe Hallenbroich zu hören - und was für eine Stimme sie hatte!

“Jung, wenn de jetz nich aufstehs, kommste zu spät inne Arbeit.”

Uwe fühlte sich ausgelaugt und zerschlagen, als hätte er den größeren Teil der Nacht durchgezehrt und nur zwei Stunden geschlafen. Die Ereignisse, die er an Julius Mönkemeyers Seite erlebt hatte, waren ihm noch deutlich im Gedächtnis. Er hätte sie gerne als Traum abgetan, einfach schon, um sein inneres Gleichgewicht wiederzufinden. Denn solange er sich in Gedanken mit Dingen herumschlug, die er sich nicht erklären konnte, würde es für ihn keine Ruhe geben. Die Geschehnisse, an die er sich erinnerte, waren durchaus von jenem Stoff, aus dem man Träume macht. Aber seine Erinnerung daran war von einer kristallinen Klarheit, wie sie ihm sonst nach einem Traum noch nie vorgekommen war. Er suchte nach der kleinen grünen Fahrkarte, die Mönkemeyer ihm auf dem Bahnsteig gegeben hatte. Aber sie war verschwunden.

Beim Frühstück fragte er seine Mutter:

“Hast du zufällig eine Ahnung, wann ich in der vergangenen Nacht nach Hause gekommen bin?”

Woraufhin ihm geantwortet wurde:

“War's denn so schlimm! Nee, mein Jung, dat weiß ich nich. Kommt zehn Uhr, hat die Witwe Hallenbroich de Augen zu.”

Bei der Arbeit mußte er sich zur Konzentration zwingen. Die Mittagspause benützte er, um im Register der Betriebsbibliothek zu stöbern. Er fand ein Buch mit dem Titel VERGESSENE SIEDLUNGEN DES UERDENER LANDES und darin den Vermerk, daß es früher am Nordrand der Wackerer Heide einen Ort namens Boddenmölle gegeben habe. Dieser sei während des Dreißigjährigen Krieges niedergebrannt und zerstört und niemals wiederaufgebaut worden.

Das Abendessen verzehrte Uwe ohne Appetit, worüber die Witwe Hallenbroich sich sehr aufregte. Als ihm die Ermahnungen der Mutter auf die Nerven zu gehen begannen, machte Uwe sich auf den Weg, um “Bei Jupp” ein Bier zu trinken. An der Theke saß der alte Glasdrop. Uwe begrüßte ihn.

“Wie geht's Geschäft?” fragte er vorsichtig.

“Lausig, Junge, lausig”, antwortete Henner Glasdrop. “Seit zehn Tagen keine Fuhré mehr gehabt. Lohnt sich nicht, so'n Taxibetrieb in einem Kuhdorf wie Versbrock.”

“Aber der Werkstatt geht's gut?”

“Könnt' besser sein.”

“Schon mal was von 'ner-Heterodyn-Fusionspumpe gehört?” erkundigte sich Uwe.

“Annem Auto?” Der alte Glasdrop verzog mißtrauisch das Gesicht. “Nee, noch

nie."

Uwe Hallenbroich trank ein Pils. Er trank auch noch ein zweites und ein drittes, und danach ging's ihm schon viel besser. Er bestellte das vierte Glas, da sagte Jupp plötzlich:

"Ooh, mir fällt ein!"

Er ließ das halbgezapfte Pils stehen und fing an, unter der Theke zu kramen. Schließlich förderte er ein Kärtchen zutage. Uwe lief es heiß und kalt über den Rücken.

"Iss dir aus Tasche gefallen, gestern abend", sagte Jupp. Mit seinen Deutschkenntnissen stand es noch lange nicht zum besten. "Denk ich, ich heb dir auf."

"Danke", sagte Uwe Hallenbroich matt und nahm das Kärtchen entgegen.

Julius Mönkemeyer, Kosmokrat stand da.

Uwe griff sich an die Stirn und ächzte:

"Das hält doch der Mensch im Kopf nicht aus!"

*Robert Feldhoff
Unter dem Regenbogen*

Wir kennen die Geschichte des terranischen Kolonialplaneten Oxtorne. Seine Besiedlung erfolgte im Jahre 2330, fast zwei Jahrhunderte nach den Vorkommnissen auf Neu Milano. Ein Unglück verschlug terranische Auswanderer auf jene Extremwelt, die später den umweltangepaßten Menschenzweig der Oxtorner hervorbrachte. Hier, wie auch in vielen anderen verbürgten Fällen, sprechen heutige Zeitgenossen von Glück im Unglück. Der Abstand vieler Jahrhunderte macht es möglich.

Doch es gab auch die umgekehrte Ereignisabfolge...

Paradieswelten mochten sich nach kurzer Zeit als wahre Höllen erweisen - was nicht so selten vorkam wie gemeinhin angenommen. Die Wissenschaft des zweitundzwanzigsten Jahrhunderts zeigte sich dem Einfallsreichtum der Natur oft genug unterlegen. Die schlimmsten Fälle aber waren jene, da Natur und Technik einander in die Quere kamen, und von einem solchen Fall soll diesmal die Rede sein.

Heute, mehr als tausend Jahre nach der Tragödie von Neu Milano, lässt sich der vollständige Ablauf der Ereignisse nicht mehr lückenlos rekonstruieren. Das ist ungewöhnlich, in Anbetracht des relativ vollkommenen Vernichtungswerks aber verständlich.

Vor allem bleibt die Frage: Was sind die Indus? Woher kamen sie? Und sind sie wirklich tot?

Großvater Paolo räkelte sich lustlos in der heißen Sonne.

Tervore schaute dem fältigen, zerknitterten Mann müßig zu. Es gab nichts mehr zu tun. Alles Gepäck war beisammen, Mutter und Vater hatten an Bord der HENRY FORD vier Passagen gebucht und aus Terrania City die obligatorische Auswanderungsgenehmigung eingeholt.

Nun also galt es, Milano zu verlassen. Tervore wußte nicht, ob er darüber glücklich sein sollte. Er hatte seine Freunde hier, er ging hier zur Schule. Würde es da, wohin sie gingen, kalt sein? Oder mußten sie in Kuppeln aus Metall und Plastik leben?

Es sei ganz anders als auf Terra, hatten Mutter und Vater gesagt. Es würde ihm schon gefallen ... Viele Wälder, weniger Menschen, niemand, der einem sagte, was zu tun und was zu lassen war.

“Komm schon, Tervore!” rief Großvater Paolo. “Jetzt ist es zu spät. Wir können nichts mehr ändern, also machen wir, daß wir pünktlich am Raumhafen sind. Deine Eltern warten bestimmt schon.”

Sie ließen einen Schweber kommen, verschlossen das Apartment und ließen Milano hinter sich zurück. Tervore schaute von oben auf die saubere Stadt. Ganze Fahrzeugkolonnen schwebten hoch über dem Häusermeer aus Weiß, Braun und Silber. Schon jetzt spürte er Heimweh, und das war es auch, was ihn in der Hauptsache mit Großvater Paolo verband.

Die HENRY FORD stand auf dem Raumhafen von Rom. Es handelte sich um einen altersschwachen Kugelraumer von fünfhundert Metern Durchmesser, gerade noch gut genug, terramüde Siedler zu anderen Welten zu befördern. Trotzdem stieg beim Anblick des Stahlkolosse Erregung in Tervore auf. Welcher Junge hatte schon Gelegenheit, in einem solchen Ungetüm abzuheben und durchs All zu fliegen?

“Da unten sind sie ja”, sagte Großvater Paolo. Er deutete auf eine der Wartehallen am Rand des Hafens. Dort stand abwartend eine kleine Menschenmenge. Nun erkannte auch Tervore, daß seine Eltern darunter waren. Der Gleiter sank abwärts. Großvater Paolo brachte das Gefährt problemlos in einer der Landezonen zum Stehen. Sie stiegen aus und trafen mit Vater und Mutter zusammen, die vor Aufregung kaum ruhig atmen konnten.

“Ist es nicht wunderbar?” rief Mutter. “Gleich geht es los!”

Eine Lautsprecherstimme forderte sie zum Betreten der HENRY FORD auf. Gemeinsam mit ein paar Dutzend anderer Menschen, die Tervore nicht kannte, vertrauten sie sich den Antigravfeldern an. Sie schwebten aufwärts und erreichten die große Personenschleuse am unteren Pol des Schiffes. Erst jetzt sah Tervore, daß ein paar Gleichaltrige unter den Passagieren waren.

“Das Gepäck und die anderen Siedler sind schon an Bord”, erklärte Vater. “Wir sind die letzten. Dann kann es losgehen.”

Sie bekamen Kabinen nahe am Ringwulst. Der Start hörte sich an wie ein nahes Gewitter, und durch die wenigen Einrichtungsgegenstände lief ein Zittern, wie es sonst nur bei Erdbeben auftrat. Aber Tervore hatte keine Angst. Er wußte genau, daß alles an den Kraftwerken und der Beschleunigungsphase lag.

Als sie die Atmosphäre hinter sich gelassen hatten, stand eine Führung durch das Schiff auf dem Programm. Tervore bekam wiederum nur einen Teil der Siedler zu sehen. Mehr als zwanzig Passagiere gleichzeitig konnte der Steward nicht bewältigen.

“Henry Ford ist der Name eines längst verstorbenen Terraners”, erklärte der Mann in seiner weißen Uniform. “So genau weiß ich es nicht, aber er muß wohl gegen Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts gelebt haben. Er hat die Fließbandfertigung für Automobile erfunden. Automobile waren ziemlich schmutzige Fortbewegungsmittel; heute haben wir ja Gleiter. Aber er war ein bedeutender Mann, dieser Henry Ford.”

Der Steward führte sie durch die Maschinenräume, wo nur ein paar Besatzungsmitglieder an Konsolen und verschmierten Metallblöcken arbeiteten, zeigte ihnen das Observatorium und die Zentrale. Am wenigsten interessierte sich Tervore für die Laderäume. Dort standen Landwirtschaftsmaschinen und riesige Container voller Trockenkonzentrate.

Am dritten Tag der Reise - sie hatten gerade die ersten Sprünge durch den Hyperraum hinter sich - wurde Alarmmeldung gegeben. Er hockte gerade mit Großvater Paolo im Observatorium und rannte nun zum nächsten Schutzraum.

“Die Ausläufer eines Hypersturms werden uns streifen.” Tervore erkannte die Stimme aus dem Lautsprecher nicht. “Aber zur Beunruhigung besteht kein Anlaß, meine Damen und Herren. Wir geben Nachricht, sobald der Sturm vorbeigezogen ist.”

Großvater Paolo stieß einen murrenden Laut aus. “Hab' ich deinen Eltern nicht gesagt, daß es uns in Milano gutgeht? Aber sie wollten ja nicht hören, Junge.”

Tervore wartete ruhig ab. Er war zwar ungeduldig, wollte sich aber den anwesenden Erwachsenen gegenüber nicht blamieren. Eine halbe Stunde später liefen abermals Vibrationen durch die HENRY FORD. Es war wie beim Start, nur wesentlich stärker. Kurze Zeit später fiel die Beleuchtung aus. Tervore konnte sich denken, daß irgend etwas schiefgegangen war, denn keines der Besatzungsmitglieder fand Gelegenheit, den Vorfall zu erklären.

Die Vibrationen nahmen an Heftigkeit zu. Sie wurden innerhalb des Schutzraums kräftig durchgeschüttelt. Immer wieder stürzte Tervore mit den anderen und rappelte sich hoch, nur um im Augenblick darauf wieder am Boden zu liegen. Großvater Paolo sagte nichts mehr. Als Stunden später die Notbeleuchtung ansprang, sah er den alten Mann reglos in einer Ecke.

Tervore konnte sich nicht bewegen.

Eine Frau drehte Großvater Paolo um und fühlte seinen Puls. “Ich spüre nichts”, sagte sie und schaute resigniert in die Runde. “Vielleicht ein Herzschlag. Gehört der Tote zu einem von euch?”

Es dauerte eine Stunde, bis Tervore wieder sprechen konnte. Aber er sagte nichts, weil er nichts sagen wollte.

So fanden ihn Stunden später Vater und Mutter, als der Alarm vorüber war und die Überlebenden versuchten, in unmittelbarer Nähe einen bewohnbaren Planeten aufzutun.

Der Planet lag abseits aller gängigen Flugrouten. Bei einer Lagebesprechung stellte sich heraus, daß offenbar das Gros der Siedler aus Milano stammte - daher der Name Neu-Milano.

“Vielleicht ist es da unten genauso gut wie da, wohin wir eigentlich wollten. Mach dir keine Sorge, Junge.”

Vater hatte ihm von der Havarie der HENRY FORD berichtet. Alle Geräte auf Fünf-D-Basis waren ausgefallen. Das Schiff würde nie mehr Sprünge durch den Hyperraum ausführen, so hieß es, weil der Überlichtantrieb und Teile des Steuersystems ausgefallen waren. Tervore verstand auch das, was Vater nicht hatte sagen wollen: daß nämlich auf Neu-Milano eine Bruchlandung drohte.

Kurz, bevor es soweit war, machten Berichte über die Bewohnbarkeit des Planeten die Runde. “Es ist schön dort”, sagten die Leute. “Wälder, Seen, eben alles, was wir wollen. Was brauchen wir da Terra? Wollten wir nicht eben von dieser Abhängigkeit loskommen?”

Tervore hörte nicht auf ihre Worte. Der einzige, dem er sich hatte anvertrauen können, war Großvater Paolo gewesen, ein Freund und Leidensgenosse.

Sie suchten wieder einen der Schutzzräume auf. Eine halbe Stunde später erfaßten neuerlich Vibrationen die Schiffszelle. Diesmal hatte sich Tervore gemeinsam mit Mutter und Vater angeschnallt. Sie konnten nicht aus ihren Sitzen zu Boden geschleudert werden. Bald fing die HENRY FORD wie ein Tier zu bocken an. Die Notbeleuchtung funktionierte allerdings.

“Jetzt landen sie!” rief irgend jemand.

Die Temperatur im Innern des Schutzraums stieg um ein paar Grade. Sekunden später erschütterte ein mörderischer Ruck die HENRY FORD, und Tervore fühlte sich unter der Andruckbelastung mehrerer Stöße in den Sitz gepreßt.

Dann war Ruhe.

“Wir haben es überstanden”, sagte der gleiche Mann, der vorhin schon gesprochen hatte. “Wenn wir noch am Leben sind, hat der Antigrav nicht gänzlich versagt. Unsere Ausrüstung dürfte intakt sein.”

Später stellte sich heraus, daß der Mann im Irrtum war. Die HENRY FORD war mit dem unteren Pol, in Höhe der Laderäume, auf felsigen Grund geschlagen. Lediglich die obere Kugelhälfte hatte dem Sturz standgehalten. Zum Glück erfolgte keine Explosion. Dann nämlich hätten sie nicht einmal die erste Stunde auf Neu-Milano überlebt.

Naturgemäß bildeten Geräte auf Fünf-D-Basis den anfälligsten Teil eines jeden Raumschiffs. Sowohl Hyperkom als auch Transitionstriebwerke waren deshalb total ausgefallen. Die Impulsaggregate im Ringwulst lagen aufgrund des Sturzes in Trümmern. Mit anderen Worten: die HENRY FORD würde niemals wieder starten, und sie waren außerstande, Hilfe herbeizurufen.

Tervore kümmerte sich zu diesem Zeitpunkt wenig darum. Er trauerte noch immer Großvater Paolo nach. Eigentlich dachte er, daß dies auch Mutter und Vater hätten tun sollen.

Aber beide waren zu beschäftigt, sie trugen gemeinsam mit den anderen Erwachsenen aus dem Schiff, was die knapp dreihundert Überlebenden im Lauf

der nächsten Tage brauchen würden.

Ein paar landwirtschaftliche Nutzgeräte hatten den Sturz überstanden. Tervore hatte gehört, daß ihre Kapazität ausreichend war, den wenigen Menschen auf Neu Milano das Überleben zu sichern.

“Alles wird gut, Junge”, sagte Vater am Abend des ersten Tages, als sie im Schatten des riesigen Wracks Notunterkünfte aufgestellt und bezogen hatten. “Du wirst schon sehen, sie finden uns und bringen uns, wohin wir wollten.”

Tervore hatte keine genaue Vorstellung, wo das sein sollte.

2.

Im Lauf der nächsten Jahre gewöhnte sich Tervore an das Leben auf Neu Milano. Die Erwachsenen sprachen oft davon, daß bald ein Schiff kommen und sie fortbringen müsse; doch für ihn hatte dieses Gerede bald keine Bedeutung mehr.

Es war ein schöner Planet. Hunderte Kilometer rings um die HENRY FORD erstreckten sich dichte Wälder, die den Wäldern bei Milano ähnelten, und es gab einen gewissen, wenn auch sehr beschränkten tierischen Artenreichtum. Sie legten mit Hilfe der intakten Maschinen Korn- und Gemüsefelder an. Niemand litt Hunger oder wurde infolge von Mangelerscheinungen krank.

Trotzdem wöhnten sich die Siedler von Neu Milano niemals völlig sicher.

Dieser Sachverhalt war keineswegs ohne Grund entstanden: Man entdeckte in kurzer Entfernung von der Siedlung einen Artefakt, einen riesigen Gegenstand eindeutig künstlichen Ursprungs. Es handelte sich um eine Fabrik. Jedenfalls hatten sich die technisch ausgebildeten Mitglieder der Kreuzerbesatzung auf diesen Terminus geeinigt. Tervore erhielt nur einmal Gelegenheit, mit Vater die Fabrik von außen zu besichtigen. Deshalb wußte er nicht so recht, was er denken sollte.

Die Fabrik lag vollkommen ausgestorben da. Von den ehemaligen Betreibern hatte man keine Spuren entdecken können. Trotzdem stand fest, daß ihnen eine ungefähr humanoide Grundgestalt zu eigen gewesen war. Niemand fand allerdings den Zweck des Artefaktes heraus, und Tervore dachte sieh, daß wohl niemand daran echtes Interesse hatte.

Von außen stellte sich die Fabrik als formlose Masse aus Rohren, rostigen Türmchen, die Schornsteine ähnelten, und Behältnissen aus zerfressenem Metall dar. Keine der Einrichtungen der Fabrik ließ sich mehr in Betrieb nehmen. Die Chance, dort einen Hyperkom aufzutreiben, stand bei weniger als Null. Das jedenfalls sagte Vater.

Ein paar Monate nach der Bruchlandung hörten die Klagen über mangelnden Komfort auf. Die Siedler unternahmen ausgedehnte Streifzüge in die Umgebung und entdeckten dabei weitere Fabriken. In der Tat schien ganz Neu Milano von Artefakten ähnlicher Gestalt übersät.

Tervore lernte einen gleichaltrigen Jungen namens Moonstein kennen.

Moonstein stammte nicht aus Milano. Seine Eltern lebten schon lange nicht mehr, und man hatte ihn einer Adoptivmutter anvertraut. Beim Absturz war sie

ums Leben gekommen. Es war kein Wunder, daß Tervore und Moonstein oft zusammenhockten - beide hatten für den Flug nach Neu Milano viel aufgeben müssen.

Und sie beide gehörten Jahre später zu der ersten Expedition, die den Planeten großmaßstäblich erforschte. Techniker hatten zumindest einen Antigrav-Lastengleiter provisorisch instand gesetzt. Mit diesem Gefährt überflogen und kartographierten sie Neu Milano. Es gab kaum Wasserflächen, die den Namen Meer verdienten, jedoch Seen und Flüsse in um so größerem Maße. Die Gebirge waren klein und rundgeschliffen.

Auf der anderen Seite des Planeten fand sich die eigentliche Gefahr von Neu Milano.

Sie überflogen eine fast kreisförmige, graue Zone. Der Expeditionschef, ein ehemaliger Offizier der HENRY FORD, ließ unverzüglich stoppen.

“Wir gehen am Rand der Zone nieder”, befahl der Mann. Die Pilotin schaute unglücklich, folgte aber ihrer Order, obwohl Dienstränge und dergleichen eigentlich ihre Bedeutung verloren hatten.

Tervore und Moonstein verließen den Gleiter als letzte. Vor ihnen lag, soweit der Blick reichte, grauer Staub. Die Erwachsenen waren ein paar Schritt weit in die Zone eingedrungen und wühlten mit ihren Füßen in der pudersandartigen Masse.

“Keine Gefährdung festzustellen”, bemerkte der Offizier.

Tervore trat ebenfalls näher. Er hob eine Handvoll des Staubes auf und ließ ihn durch seine Finger gleiten. Es war, als habe irgend etwas an diesem Ort die Oberfläche zerkleinert und nur jenen fein gemahlenen Staub zurückgelassen, der hier vor ihnen lag.

“Schaut mal!” rief Moonstein. “Ich glaube, ich sehe da hinten einen Fleck ...”

Alle spähten in die angezeigte Richtung.

“Ja, jetzt sehe ich es auch”, antwortete der Offizier. “Wir fliegen hin.”

Der Punkt erwies sich als kastenförmiges, ungefähr drei Meter hohes Gebäude. Vorsichtig stiegen sie aus. Tervore erwartete zwar keine Gefahr, doch er blieb mit Moonstein trotzdem hinten. Das Gebäude enthielt nur ein einziges Aggregat. Auf den ersten Blick erkannte niemand seine Funktionsweise. Eines aber erkannten sie: Das Aggregat war in Betrieb.

“Nichts berühren”, befahl der Offizier. “Wir schauen uns nur um.”

Tervore entdeckte, daß das Aggregat zwei feine, mündungsähnliche Öffnungen besaß. Sie zeigten auf die beiden schmalen Seitenwände des Gebäudes. Genau dort waren im Wandgefüge runde Löcher ausgespart, die bislang durch Zufall offenbar niemand bemerkt hatte.

“Kommt schon, wir schauen uns weiter um.”

Sie entdeckten weitere Gebäude dieser Art. Insgesamt ergab das einen Kreis von ungefähr zwanzig Kilometern Durchmesser, dessen Zweck sie nicht verstanden. Am Ende landete der Gleiter nochmals an dem ersten Gebäude, das sie entdeckt hatten. Tervore sah noch immer keine Gefahr darin. Doch der Staub existierte, und irgendwie mußte seine Existenz erklärllich sein.

“Wir müssen die innere Zone erkunden”, entschied der Offizier.

Moonstein, Tervore und die Pilotin blieben zurück. Sie sahen zu, wie die restlichen Männer des Kommandos jenen Ring betraten, den der Kreis der Gebäude umschloß. Nichts geschah. Mit den Füßen stießen sie graue, handgroße Knäuel beiseite, die überall herumlagen. Einer der Männer untersuchte ein solches Knäuel und warf es ergebnislos fort.

Dann aber kam Leben in die Szenerie. Es schien, als kräusele sich der Staub, als fahre ein Windstoß hindurch und kehre das Untere nach oben...

In Wahrheit bewegten sich die Knäuel. Der Offizier und seine Begleiter schauten nur verständnislos. Sie nahmen erneut ein paar der kleinen Gebilde auf und untersuchten sie. Tervore erkannte, daß diese Handlungsweise unverantwortlich war. Und die Quittung folgte: fast gleichzeitig warfen die Männer ihre Untersuchungsobjekte fort.

“Das sind lebendige Tiere!” rief einer von ihnen. “Sie beißen ja!”

Endlich ordnete der Offizier den Rückzug an. Aber seine Einsicht kam zu spät. Die Knäuel wurden zusehends munterer und fielen über die Männer her, bevor sie noch die ersten Schritte in Richtung des Gebäudes getan hatten.

Tervore konnte den Blick nicht abwenden. Der Offizier und seine Helfer wurden buchstäblich in der Luft zerrissen. Eine Staubwolke wirbelte auf und verschleierte den grausamen Rest des Vorgangs.

“Weg hier!” schrie die Pilotin.

Aber Tervore und Moonstein blieben stehen. Sie sahen, wie auch die Knäuel in ihrer unmittelbaren Umgebung sich regten und näher rückten. Ein paar Meter vor dem Gebäude stockten sie allerdings. Dort hinderte eine unsichtbare Grenze sie an weiterer Bewegung.

“Sie kommen nicht bis hierher!” rief Tervore. Die Pilotin entschied, seinen Worten zu trauen, und kam vorsichtig zurück.

Als sich der Staub wieder gelegt hatte, waren keinerlei Überreste der Männer erkennbar. Wo vor ein paar Sekunden noch die Knäuel zu rasendem, tödlichem Leben erwacht waren, breitete sich nur eine graue Staubschicht aus. Und Tervore merkte, daß ihm irgendwie die Fähigkeit zur Trauer abhanden gekommen war. Die Pilotin flog sie zur Siedlung zurück.

Weder Tervore noch Moonstein erlebten die folgenden Ereignisse persönlich mit. Doch sie hörten davon.

Die angriffslustigen Tiere erhielten den Namen Indus.

Im Lauf der nächsten Jahre waren ständig ein paar Siedler mit wissenschaftlicher Bildung beschäftigt, die graue Zone und ihre Schutzanlagen zu erforschen. Offenbar erzeugten die Geräte in den Bauwerken dort eine Strahlung, die den Indus überhaupt nicht bekam, aber von geringer Reichweite war. Gleichzeitig erforschte man die Artefakte der verschwundenen Ureinwohner Neu Milanos. Dabei kam einiges heraus: Die Indus entstammten einem unkontrollierten Zuchtprogramm. Niemand hatte sie töten können - also hatten die Fremden in der Absicht, ihre zähen Feinde zumindest zu isolieren, die graue Zone errichtet.

Dort schliefen die Indus vor sich hin.

Bis in eine Tiefe von vier Metern hatten sie den Boden umgepflügt, ihn seines Gehaltes beraubt und zu grauem Staub verwandelt.

“Kein Wunder”, sagte Vater einmal, “daß die Fremden geflüchtet sind. Wer möchte schon mit einer solchen Zeitbombe auf dem selben Planeten leben? Aber wir, wir müssen es wohl.”

Die Katastrophe trat Jahre später ein. Inzwischen hatten ein paar Wissenschaftler die Natur des Strahlungszauns ermittelt. Es handelte sich um elektromagnetische Felder einer bestimmten Frequenz, was simpel und wirksam zugleich war.

Doch ein Defekt riß mehrere Lücken in den Zaun. Sie erfuhren es nur, weil durch Zufall zwei Frauen den nächststehenden Gleiter erreichen und abheben konnten. Die übrigen wurden zerrissen. Es war, als seien die Indus nach langem Tiefschlaf zu um so aggressiverem Leben erwacht.

Ein Gleiter stellte Wochen später fest, daß sich die graue Zone um ein Vielfaches vergrößert hatte. Die Indus vermehrten sich rasend schnell. Wer immer versuchte, einen Indu zu Versuchszwecken in die Hände zu bekommen, zahlte mit dem Leben dafür. Wie sollte man des Phänomens Herr werden, wenn es sich einfach nicht untersuchen ließ?

Als Tervore dreißig war, hatten sich die Indus über drei Viertel des Planeten ausgebreitet. Draußen in der Galaxis war das Jahr 2145 angebrochen. Niemand hatte bisher die Kolonie auf Neu Milano entdeckt, und so gestanden alle ein, daß sie allein mit dem Problem fertig werden mußten.

Neu Milanos Ökologie änderte sich tiefgreifend. Die Regenfälle blieben aus, die Temperaturen stiegen, in der Luft war weniger Sauerstoff als zur Zeit ihrer Ankunft. Es wurde immer schwieriger, auf den vertrocknenden Äckern Nutzpflanzen hochzuziehen.

Tervore und Moonstein entwickelten einen Langzeitplan.

“Es hat keinen Sinn, müßig den Tod abzuwarten”, sagten sie. “Wenn wir die Indus nicht vernichten können, müssen wir es machen wie die Ureinwohner Neu Milanos.”

“Wie sollen wir drei Viertel des Planeten einzäunen?” fragten die anderen mit einer Mischung aus Furcht und Spott.

“Das können wir nicht. Aber wir können uns einzäunen. Wir müssen gegen unsere Feinde Barrieren errichten.”

Tervore wußte genau, was sie da tun wollten. Es bedeutete das Eingeständnis ihrer Niederlage - sie würden begrenzte Zeit zu leben haben und auf ein Wunder hoffen. Mutter und Vater starben während der Arbeiten. Erstmals hatte die Siedlung auf Neu Milano keine Zuwachsraten mehr zu verzeichnen.

Und jetzt erst begriffen die Menschen, was eine Niederlage wirklich mit sich brachte.

3.

Sie hatten verloren, schon seit langer Zeit. Daran war nicht zu rütteln, dachte Tervore, auch wenn Moonstein anderer Ansicht war. Sie beide waren nun über

siebzig Jahre, alt, und er wußte nicht, was er mehr verdammtensollte: seine eigene Niedergeschlagenheit oder den an den Haaren herbeigezogenen Zweckoptimismus des früheren Freundes.

“Reiß dich zusammen, Tervore!” Moonstein starrte ihn böse an. “Ich verbiete dir deine Haltung. Du nimmst den Leuten alle Hoffnung.”

“Welche Hoffnung denn? Du kannst mir nichts verbieten. Dazu bist du zu weit weg... Was du an mir kritisierst, ist einfach Realismus. Wir beide sind doch alt genug, die Welt nicht mehr rosarot oder ganz schwarz zu sehen. Aber vormachen will ich mir nichts.”

“Du bist nur noch darauf aus, dir ein paar sorglose Stunden zu machen”, behauptete Moonstein.

Tervore betrachtete das faltige, abgehärmte Gesicht auf dem Monitor. Er entschied, den Vorwurf nicht zur Kenntnis zu nehmen. “Erzähl doch mal, wie sieht es bei euch aus? Na?”

Tervore machte eine kurze Pause und schaute den anderen herausfordernd an. Was war nur aus der Freundschaft früherer Tage geworden? Aber Freundschaft ist vergänglich, dachte er.

“Ich will es dir sagen”, fuhr er fort. “Ihr habt Sauerstoffprobleme. Deine Leute atmen zu viel. Ihr bekommt kaum noch Brennstoff, weil eine Leitung nach der anderen ausfällt. Ihr friert. Ein Viertel deiner Leute ist unbrauchbar, weil sie klaustrophobische Anfälle kriegen. Ein weiteres Viertel ist verkrüppelt. Manche sind chronisch krank, es gibt kaum ausgebildetes Personal für die Anlagen. Und dann willst du mir einreden, daß alles irgendwie gut wird? Ich bitte dich, mein Lieber.”

Tervore wandte gelangweilt den Blick ab. Er berührte zärtlich den Jungen, den er nach seinem toten Großvater Paolo genannt hatte und der ihm jetzt Gesellschaft leistete. Es war finster draußen. Nur im Führerhaus brannte Licht. Nieselfeiner Aschenebel erfüllte ringsum die Atmosphäre. Die Indus waren zwar ausgehungert, aber sie lebten noch, und sie hätten nichts lieber getan, als trotz der Strahlung die Lokomotive anzugreifen und in grauen Staub zu zerlegen.

Tervore seufzte und schenkte seine Aufmerksamkeit wieder dem Bildschirm. “Also lassen wir das, Moonstein. Okay? Du kannst mir nichts verbieten, weil ihr auf mich angewiesen seid.”

Der Mann auf dem Bildschirm hielt seine Wut mühsam im Zaum. “Na schön, Tervore, wir brauchen dich tatsächlich. Aber übertreibe es nicht; du brauchst uns schließlich genauso. Jetzt kannst du deinen Enkel sehen.”

Moonstein nahm eine Schaltung vor, und der Bildausschnitt wechselte. Tervore erkannte die Krankenstation der HENRY FORD. Sekunden später zeigte der Monitor eine Frau von ungefähr fünfundvierzig Jahren. Sie hatte graues Haar und war von häßlichen Brandnarben entstellt,

“Tervore!” rief sie erfreut. “Alles klar auf deiner Leitung?”

“Sicher. Die Lokomotive läuft wie geschmiert, und die Indus sitzen außen.” Er lächelte dünn.

“Du willst sicher deinen Enkel sehen, nicht wahr?”

“Das wäre nett”, gab er freundlich zurück. “Hat sich irgend etwas an Emilos Zustand geändert? Ist er vielleicht aufgewacht?”

“Ich fürchte nein. Wir tun natürlich, was wir können, aber das Koma...”

“Ich verstehe schon. Holst du ihn mir trotzdem vor die Optik?”

“Sicher, Tervore. Nur einen Augenblick.”

Die Frau verschwand nur ein paar Sekunden lang. Sie trug eine winzige Kinderliege und stellte sie vor ihrem Monitor ab.

Das Kind unter der Decke war beinahe drei Jahre alt, und fast hatte es den Anschein, als schlafte es nur.

“Die Decke soll weg.” Er versteifte sich und warf Paolo, seinem Gesellschafter, einen undefinierbaren Blick zu.

“Wenn du unbedingt willst, Tervore...” Die Frau schaute abwartend und unglücklich zugleich.

“Ich will es sehen. Bitte!”

Achselzuckend schlug sie die Decke zurück und entblößte den Körper. Emilio sah aus wie vor drei Wochen. Die Wangen waren rosig, der Brustkorb ein wenig eingefallen und die Beine amputiert. An den Stümpfen saßen fahle Narbenwülste, direkt oberhalb der Kniescheiben.

Paolo legte den Kopf an seine Schulter. Tervore senkte den Kopf und nahm die Hand seines Gesellschafters. Weshalb ließ der Anblick seines Enkels ihn jedesmal so aufgewühlt zurück? In der Siedlung und der HENRY FORD gab es Mißbildungen und verstümmelte Menschen in beträchtlicher Anzahl.

“Danke, Schwester. Das war genug. Bis zum nächsten Mal, ja?”

“Viel Glück, Tervore. Wir tun, was wir können.”

Organisch war der kleine Junge lebensfähig. Den kaum ausgebildeten Ärzten blieb allerdings ein Rätsel, weshalb er nicht erwachte. Vielleicht der Schock, überlegte Tervore. Das Unterbewußtsein wird nicht damit fertig.

Auf dem Monitor erschien wieder Moonsteins faltiges Gesicht. “Na, zufrieden?” schnappte der andere ärgerlich. “Warum siehst du dir das immer wieder an?”

“Du verstehst nicht, mein Lieber, wirklich nicht... Nenne es meine Macke.”

“Das tue ich schon seit einiger Zeit. Übrigens, was macht dein Gesellschafter, dieser Paolo?”

“Ah, er macht sich gut! Er ist mir eine große Hilfe. Wenn ich ihn nicht hätte ...”

“Er ist schwachsinnig.”

“Sei still”, versetzte Tervore feindselig. “Davon verstehst du nichts.”

“Schon gut. Ich will nur, daß du es nicht vergißt. Man darf sich nichts einreden, weißt du.”

Tervore lächelte bitter. “Wie könnte ich das! Außerdem ist es ohne Bedeutung für euch, denke ich. War das alles?”

“Eigentlich schon. Oder warte, nicht ganz!” Auf Moonsteins Gesicht erschien ein selbstgefälliges Lächeln. “Bevor ich es vergesse: Es wird Regen geben.”

Tervore schluckte überrascht. Seine Augen weiteten sich ein bißchen, und er schaute kurz hinaus in den undurchdringlichen Nebel, der seine Lokomotive umgab. “Regen?” fragte er leise und beherrscht. “Es wird regnen? Wie kommt

das? Seit vielen Jahren hatten wir keinen Regen mehr. Ich weiß noch, damals..." "Was die Gründe angeht, bin ich überfragt. Aber du kannst dich im Lauf der nächsten Stunden darauf einstellen. Unsere Umweltexperten meinen, daß es eine ganze Reihe von sekundären Phänomenen geben kann. Außerdem hat das Auswirkungen auf die Indus. Unsere kleinen ‚Freunde‘ sind schon ziemlich verdurstet. Wenn sie Wasser bekommen, geht es erst richtig los mit ihnen. Und noch etwas - die Leitung ist doch in Ordnung, oder?"

Tervore schaute überrascht auf. "Natürlich! Weshalb fragst du?"

Moonstein wich seinem Blick aus und schnitt eine undefinierbare Grimasse. "Ach nichts. Ein weiterer Ausfall wäre fatal, schon beinahe tödlich. Seit der Sache mit Wasserreservoir II bist nur noch du übrig. Also, Vorsicht, Tervore." Er nickte, und mit der rechten Hand hielt er gleichzeitig Paolo fest, als stelle der Gesellschafter seine letzte Verbindung zur Realität dar. "Ich gebe auf die Leitung und meine Haut acht. Das sollte deine geringste Sorge sein, Moonstein." "Okay", stellte der andere abschließend fest. "Macht eure Sache gut, ihr beiden."

Tervore starnte noch eine Weile reglos auf den leeren Monitor.

Sie hatten verloren, sicher, aber er war am Leben und kostete jede Sekunde aus. Die Wasserleitung war wichtig, er war wichtig. Es lebte sich nicht schlecht in seiner kleinen, auf wenige Quadratmeter Wohnfläche beschränkten Welt. Im Hintergrund summte der Reaktor und lieferte Strom für Licht, Heizung, Luftfilter und Recycling. Darüber hinaus speiste er das Triebwerk und eine kleine Thermokanone, die beim Absturz der HENRY FORD nicht zu Bruch gegangen war.

Als Erzeuger jener Strahlung, die die Indus auf Distanz hielt, wirkte der Schienenkörper selbst. Er wurde von der Siedlung und vom unterirdischen Wasserreservoir I aus gespeist.

Tervore sah gemeinsam mit Paolo aus dem Fenster. "Wir müssen uns vorsehen", murmelte er. Der Junge schaute eifrig, aber im Grundeverständnislos. "Draußen warten die Indus, sie warten nur auf uns. Und wenn du einmal hinaus mußt, haben sie dich in ein paar Sekunden. Diese gefräßigen Bestien ..."

"Warum sin' die Indus böse? Ich versteh' nich'." "Sie haben Neu Milano zur Wüste gemacht. Sie haben sich durch jeden Oberflächenquadratmeter gefressen und Boden in Staub verwandelt. Wir sind machtlos dagegen."

Tervore musterte den fast ausgewachsenen Jungen geduldig. Paolo war jetzt schon doppelt so kräftig wie er, obwohl er wenig Bewegung bekam. Als Tervore ihn genommen hatte, vor neun Monaten, war er noch einige Zentimeter kleiner gewesen. Man kann nichts daran ändern, dachte der alte Mann. Alles verändert sich.

"Paß auf!" sagte er. Tervore ballte die rechte Hand zur Faust und streckte daraus abwechselnd die Finger hervor. "Die Indus sind so groß, verstehst du? Wie ein Klumpen, und sie haben viele kleine Arme, starke Arme. Ein Indu allein ist vielleicht schwächer als du, aber es sind zu viele. Sieh hinaus, Paolo!"

Beide schauten aus der großen Frontscheibe. "Was meinst du, warum wird der Staub so hochgewirbelt? Der Wind?" Tervore erkannte denverständnislosen

Ausdruck in Paolos Gesicht. "O nein, nicht allein der Wind. Es liegt an den Indus, sie suchen Nahrung. Sie zerpfügen halb verrückt den Boden und zerkleinern immer wieder jedes Sandkorn. Die Sandkörner werden kleiner und kleiner und schließlich zu Staub. Paolo, nimm dich in acht vor diesen Biestern!" Die Indus waren das Widerwärtigste, was sich Tervore vorstellen konnte. Er wunderte sich, daß noch immer so viele von ihnen am Leben waren. Schließlich gab es kaum noch Flüssigkeit oder andere Nahrung auf Neu Milano. Seinen Sohn Mariani und dessen Frau hatten sie auch erwischt, vor einem Jahr ungefähr. Von ihnen war nichts übrig geblieben, was die Bestattung gelohnt hätte. Und der kleine Emilio hatte keine Beine mehr, als man ihn fand.

Tervore schloß gequält die Augen und verscheuchte die lästigen Gedanken. Alles Nachdenken machte wenig Sinn, solange nicht ein Rettungsschiff über Neu Milano erschien und sie in Sicherheit brachte.

Draußen verdeckte dichter Nebel den Lauf der Schienen. Direkt zwischen ihnen verlief, geschützt durch elektromagnetische Felder, das vierkantige Wasserrohr. Solange er dafür sorgen konnte, daß die Schienen intakt blieben, war die Leitung geschützt. Er reparierte jede undichte, tropfende Stelle und wartete gleichzeitig die Schienenstränge zu beiden Seiten. Das war seine Aufgabe - er stieg dann vorsichtig aus der Lokomotive und nahm von der oberen Rohrfläche aus sämtliche notwendigen Arbeiten vor. Doch er war machtlos gegen den Zufall; in jeder Sekunde konnte sich etwas Unvorhergesehenes ereignen und alle Pläne zunichte machen, wie es mit der Leitung zum Wasserreservoir II geschehen war.

"Paolo, es ist lange Schlafenszeit. Na los ..."

"Jetz' schon? Is' noch früh, Tervore."

"Du bist nicht müde, was? Aber ich bin ein alter Mann, der seinen Schlaf braucht. Wenn du allein aufbleiben möchtest ..."

"Will nicht allein sein!" rief der Junge. Er rannte zur Kojentür und war schneller im Bett als Tervore.

Der alte Mann erzählte ihm das Märchen vom Ende eines Regenbogens, wo man einen Topf voll Gold finden konnte. Regen. Es würde Regen geben. Er schlief ein.

Die Glocke dröhnte durch das Führerhaus und zeigte einen Stromausfall im Schienenkörper an. Tervore fuhr erschrocken hoch. Wahrscheinlich war einer der Stränge unterbrochen. Das bedeutete höchste Gefahr für die Wasserleitung, denn die Indus hatten an zumindest einer Stelle freien Zugang zum Rohr.

So schnell es seine müden Knochen zuließen, warf sich Tervore Kleidung über und stürmte in die Kontrollkabine.

"Paolo! Zieh dich an! Vielleicht mußt du mir helfen!"

Der Junge war Sekunden später fertig. Er kauerte verängstigt in einem Sessel neben dem Ausstieg. "Was is'n?" fragte er. "Is' was kaputt?"

"Ich weiß noch nicht", antwortete Tervore abwesend. "Bleib da sitzen und verhalte dich still, ja?"

"Tu' ich bestimmt."

Indessen las Tervore Kontrollwerte ab und stellte Berechnungen an, von denen

er nicht gewußt hatte, daß er sie noch beherrschte. "Ah", murmelte er. "Da haben wir es ja..."

Der Monitor gab ein schnarrendes Geräusch von sich. Auf dem Bildschirm stabilisierte sich Moonsteins bleiches Gesicht. Sein früherer Freund hatte offenbar geschlafen. "Was ist denn los?" schrie er. "Tervore, die Schiene ist ohne Strom!"

"Ich hab's auch gemerkt, vor einer Minute. Wir machen uns gleich auf den Weg. Ich rufe später zurück, im Augenblick störst du nur."

"Das könnte dir so passen, Tervore. Ich will genau wissen, was du tust. Zu viel steht auf dem Spiel - deshalb mußt du mich über jeden Schritt genau informieren!"

"Verdammst." Tervore kämpfte mühsam um seine Beherrschung. "Als ob ich nicht genug Ärger hätte! Ihr seid über hundert Kilometer entfernt! Denkst du, daß ihr mir helfen könnt?"

Tervore schaltete erbost ab und schob den Fahrthebel nach vorn. Mit durchdrehenden Achsen ruckte die Lokomotive an und nahm Fahrt auf. Tief im Innern ihres provisorisch montierten Innern dröhnte das Getriebe und übertrug alle Kraft des Reaktors auf die Schienen.

"Ich habe alles berechnet", erklärte er Paolo. "Irgendwo da vorn ist ein Loch in der Schiene, und wir müssen hin, bevor die Indus es merken.

Inzwischen war draußen der Tag angebrochen. Staub trieb in dichten Schwaden durch die Luft und beschränkte Tervores Sicht auf zehn bis zwanzig Meter. Überall sah es gleich aus. Nur ab und zu tauchte am Wegesrand der Schatten eines Hügels auf, den die Indus noch nicht ganz abgetragen hatten. Orangefarben auf die Leitung gesprühte Markierungen zeigten die zurückgelegte Entfernung an. Sie waren die einzigen Hinweisschilder, die es gab.

"Paolo", sagte der alte Mann, "komm setz dich neben mich. Es muß hier irgendwo sein." Langsam nahm er die Geschwindigkeit zurück, bis er sicher war, innerhalb weniger Meter abbremsen zu können. "Paß auf", bat er. "Irgendwo da vorn ist die Schiene kaputt. Deine Augen sind besser als meine. Wenn du etwas siehst, schreist du, verstanden?"

"Mach ich." Paolo richtete den Blick stur geradeaus, sichtlich stolz auf das Vertrauen, das ihm Tervore entgegenbrachte. "Ich seh' genau." Er ließ den Mund offen stehen und starzte auf das sichtbare Schienenstück.

Tervore beobachtete inzwischen die Instrumente.

"Da!" schrie Paolo aufgeregt. "Ich seh' was!"

Tervore griff blitzschnell zur Bremse. Er brachte die schwere Lokomotive zum Stillstand und blickte hinaus auf die tiefe Spalte, die sich einige Meter weiter durch den Boden zog. Sie war zwei Meter breit und verlief zu beiden Seiten im Nebel.

"O verdammmt." Tervore stellte nach kurzem Zögern eine Verbindung zur HENRY FORD her.

"Was ist los?" schrie Moonstein, kaum, daß der Monitor farbige Flecken zu seinem abgehärmten Gesicht geformt hatte. "Sag schon, Alter! Kannst du es

reparieren?"

"Ich weiß nicht... Hier ist ein Erdbebenschaden, eine zwei Meter breite Spalte. Vielleicht gehört das zu den Phänomenen, die die Umweltexperten im Zusammenhang mit dem Regen vorhergesagt haben. Die Schienen und das Rohr sind auseinandergerissen, völlig zerfetzt, und zwar auf beiden Seiten. Aber die Indus sind noch nicht dran!"

Moonstein wurde grau im Gesicht. "Kannst du etwas tun? Ich meine... Ich weiß, was ich da verlange, aber du mußt raus aus der Lokomotive und alles versuchen."

"Ja", gab Tervore etwas ruhiger zurück. "Das muß ich wohl. Hör, du schickst einen Reparaturtrupp zu Kilometer 93, minus hundert Meter. Verstanden? Bis die Leute da sind, ist alles vorbei. So oder so. Ich steige jetzt aus und überbrücke die Stelle aus Bordmitteln. Jedenfalls will ich das versuchen. Am besten wünschst du mir Glück, Moonstein."

"Das tun wir alle. Mach's gut." Endlich hatte der andere seine Panik in den Griff bekommen. Der Bildschirm wurde dunkel.

Tervore sah skeptisch zum Fenster hinaus, und er wußte, daß ihm das Schlimmste noch bevorstand. "Paolo! Komm, hilf mir tragen." Sie betraten den hinteren Teil der Lokomotive, wo der Reaktor und die Luftfilter untergebracht waren. "Hier", sagte Tervore, "nimm das." Er griff aus einem wirren Haufen ein paar Gegenstände und reichte sie dem Jungen. Dann zog er eine dicke Rolle stabilen Drahts hervor, legte sie zu Schweißgerät und Seitenschneider und murmelte: "Das reicht. Wenn ich es damit nicht schaffe..."

In einem Fach über dem Ausstieg steckten Atemmasken. In erster Linie waren sie für Reparaturen gedacht, also für Fälle wie diesen. Tervore zog eines der Geräte über und befestigte die Halteclips. Durch die Brille schaute er Paolo an und klopfte ihm zärtlich auf die Schulter. "Ich muß jetzt hinaus, verstehst du? Warte, bis ich zurück bin. Du mußt genau aufpassen, was geschieht."

"Ich paß auf. Ich seh' genau." Unsicher gab Paolo den Blick des alten Mannes zurück. "Wann komms' du zurück?"

"Ich weiß nicht. Gleich."

Er nahm Paolo das Bündel aus der Hand und hängte es sich über. Die Tür ins Freie stand nun offen, er stieg hinaus und nahm vorsichtig die Leiterstufen. Nur Vorsicht... Das letzte Stück ließ sich Tervore fallen. Mit steifen Gliedern landete er im Staub und brach in die Knie. Er hätte Aufwärmgymnastik machen sollen. Doch jetzt mußte er weiter, alles Unbewegliche war eine sichere Beute der Indus.

Schon jetzt konnte Tervore ihre Bewegungen fühlen, schon bemerkte er, wie sie von allen Seiten auf ihn zukrochen. Ächzend richtete er sich auf. Die Indus hatten Kraft verloren. Er war schneller als sie. Und immer in Bewegung bleiben, sagte er sich, Die Indus haben kein Wasser, der Staub ist vollkommen ausgelaugt. Er verstand nicht, weshalb sie überhaupt noch am Leben waren. Schritt für Schritt tappte er durch den Staub und wirbelte graue Wolken undurchsichtigen Nebels auf. Jedesmal sanken seine Füße ein paar Zentimeter

ein.

Plötzlich bröckelte unter seinem Standbein der Sand weg. Tervore warf sich mit einem Satz rückwärts und landete schmerhaft auf dem Bauch. Ihm wurde übel. Die Spalte! Er hatte die Entfernung unterschätzt. Sorglos hatte er genügend Staub aufgewirbelt, um sich selbst die Sicht zu nehmen. Doch was sollte er tun? Er mußte in Bewegung bleiben. Langsam tastete er sich nach rechts, bis seine Finger auf den Schienenstrang stießen.

Er zog die Drahtrolle vom Rücken, wickelte ein Ende los und preßte es gegen den Schienenkörper. Mit dem Schweißbrenner schmolz er eine feste Verbindung.

Was nun? Er mußte auf die andere Seite, begriff Tervore. Doch wie sollte er hinüber gelangen, wenn er die andere Seite nicht einmal sehen konnte? Mit klopfendem Herzen blieb er stehen und wartete ab, bis sich der Staub ein wenig gelegt hatte. Fünf Sekunden, zehn Sekunden ... Schon erschien der Nebel dort, wo sich die Spalte befand, ein wenig dunkler. In wenigen Metern Entfernung bewegten sich die Indus. Sie kamen immer näher, das spürte er.

Tervore erkannte die Ränder deutlich. Es war soweit.

Vorsichtig nahm er zehn Schritte Anlauf, blickte noch einmal hinüber und sprang mit einem gewaltigen Satz auf die andere Seite. Er brach kraftlos zusammen. Sein Kreislauf machte die Belastung einfach nicht mehr mit.

Ringsum wirbelten undurchdringliche Staubwolken. Die Sicht war gleich Null. "Steh auf!" schrie eine Stimme zwischen seinen Ohren. "Die Indus kommen!" Wie konnten sie ihn in so kurzer Zeit wittern? Woher hatten die Tiere jenen Haifischinstinkt, der ihnen zu fressen und immer wieder zu fressen gebot? Und warum kamen sie nicht alle zugleich? Vielleicht war sein "Geruch" nur innerhalb bestimmter Grenzen wahrnehmbar. Oder all die schwächeren Exemplare warteten reglos, dem Tod nahe, und nur die Starken nahmen an der kräftezehrenden Jagd teil.

Tervore rappelte sich erschöpft hoch. Vor drei Jahren noch wäre dieser Ausflug binnen zehn Sekunden tödlich verlaufen. Zu dieser Zeit hatten die Indus hier und da verwertbare Nahrung gefunden, ein bißchen Wasser oder Mineralstoffe. Doch heute gab der Boden nichts mehr her. Er war bis in vier Meter Tiefe hundertfach durchsiebt und bis an die Grenze ausgesogen.

Da! Erneut stießen seine Finger an die Schiene. Er mußte das zweite Drahtstück anschließen, bevor die Indus kamen. Hastig zog er das Schweißgerät hervor und stellte Verbindung her. Die eine Seite neben dem Rohr stand. Der Draht glomm in sanftem Rot und zeigte Stromfluß an. Von dieser Seite war das Wasser vor den Indus sicher.

Keuchend überwand Tervore das massive Vierkantrohr zwischen den Schienen und ließ sich auf der anderen Seite hinuntergleiten. Ein drittes Mal nahm er den Schweißbrenner zur Hand und stellte eine glühende Verbindungsnot her. Die Drahtrolle hing locker zwischen seinen Fingern - sie mußte sich im Sprung problemlos abwickeln. Schon nahm die Trübnis ein wenig ab, die Sicht wurde klarer und gab einen grau verschleierten Blick auf die Spaltkanten frei.

Tervore sprang.

Diesmal kam er etwas besser auf. Locker ging er in die Knie und rollte zur Seite ab. Wo waren die Gleise? Er mußte blind auf seinen Orientierungssinn vertrauen. Von allen Seiten krochen Indus näher und versuchten, ihn zu erreichen. Plötzlich drängte die Zeit, er hatte es eilig.

Tervore wickelte einen Meter Draht ab und preßte ihn gegen die Schiene. Das Schweißgerät sprang ihm wie von allein in die Hand. Er preßte den Hebel und... nichts! Wieder und wieder preßte der alte Mann, doch aus der Mündung kam nicht der Hauch einer Flamme geschossen. Verzweifelt heulte Tervore hinter seiner Maske auf und ließ das Gerät fallen.

Die Indus waren beinahe herangekommen.

»Das gibt es nicht!« schrie er. "Verdammt, verdammt!"

In dem Moment stürzte ein feuchter Klumpen auf die Brille.

Er zog einen schmierigen Streifen über das Glas. Der Regen! Es begann zu regnen! Fluchend riß Tervore das Gerät vom Boden und machte sich daran zu schaffen. Ausgerechnet jetzt. Wie würden die Indus auf die Feuchtigkeit reagieren? Schon waren zwei Exemplare heran und streckten die Hakententakel nach seinen Beinen aus.

Tervore brüllte und schleuderte sie mit den Füßen weg. Halb benommen blieben sie sekundenlang liegen und rappelten sich dann wieder auf. Die Tropfen gaben ihnen Leben und Energie zurück. Jetzt kam ein wahrer Platzregen aus Wasser und feuchten Staubklümppchen herabgeprasselt. Der Schmutzfilm über den Gläsern nahm Tervore fast die Sicht.

Ein letztes Mal versuchte er, das Schweißgerät in Betrieb zu nehmen.

Diesmal klappte es! Aus der Mündung schoß ein heller Feuerstrahl und versengte ihm die Stiefel. Unverzüglich preßte er den Draht gegen die Schiene, richtete Hitze auf die Kontaktstelle und schmolz die Metalle zu einer festen Bindung zusammen. Die Leitung stand. Die Pipeline hielt, er hatte den Leuten in der Siedlung zu einer weiteren Gnadenfrist verholfen. Nun mußte das notdürftige Flickwerk Strom führen, bis der Reparaturtrupp eingetroffen war.

Plötzlich schrie er auf. Einer der Indus hatte sich von hinten genähert und in sein Bein verbissen. Gepeinigt schlug Tervore das magere Geschöpf hinunter. Er stürzte hintenüber zu Boden. Unter seiner Kleidung war eine böse Wunde aufgebrochen und pumpte in kleinen Stößen dunkelrotes Blut in den Staub. Sofort waren sie über ihm.

Es waren mindestens zehn, gekräftigt durch den Regenfall, und ihre Tentakel bohrten sich tief in sein Fleisch. Schreiend zuckte der alte Mann hoch. Er schüttelte die Indus ab - über die Schiene mußte er, in den geschützten Bereich am Wasserrohr.

Doch sie hatten ihn abgedrängt. Mindestens zwanzig von ihnen verstellten seinen Weg und ließen keine Ausweichmöglichkeit offen. Überall tauchten sie auf, vorn, hinten, aus dem Boden. Unterdessen klärte die Sicht auf. Der Regen hatte viel Staub aus der Luft gewaschen und den Boden zu Schlamm gemacht. Langsam schälte sich die Lokomotive aus dem Dunst, sogar ihre teils

abgeblätterte Farbe erkannte Tervore.

Sie kamen.

Eines der größten Exemplare hatte alle Scheu abgelegt und sprang. Tervore traf den Körper mitten im Flug und schleuderte ihn zu Boden. Doch nun sprangen sie alle. Wie eine lebende Lawine landeten die Indus auf seinem Körper und zwangen ihn in die Knie. Mit einem verzweifelten Aufschrei sprang er hoch und schleuderte die Hälfte der Angreifer fort. Tervore setzte sich in Bewegung. Er taumelte auf die Lokomotive zu, und aus einem guten Dutzend häßlicher Wunden sprudelte Blut.

„Paolo!“ keuchte er hilflos und viel zu leise. Dann brach er unter einem Berg von Leibern zusammen. Die Bisse schmerzten furchtbar, doch allmählich füllte wohlige Taubheit Tervores Glieder aus. Eine allumfassende Gleichgültigkeit bemächtigte sich seiner. Die Indus stritten um ihn. Ihre Angriffslust galt mehr dem Rivalen als der Beute. Erlahmten ihre Bewegungen nicht? Er konnte sich täuschen. Jedoch - der Regen, der an Heftigkeit inzwischen nachließ, mochte auf die ausgetrockneten Körper wie Gift gewirkt haben.

Plötzlich war der Junge über ihnen. Mit gewaltiger Kraft wirbelte er die Indus beiseite, bis keiner mehr übrig war. Wie reifes Obst wurden sie in alle Richtungen geschleudert und landeten im Schlamm. Manche rafften sich mühsam auf. Andere wiederum brachen zusammen und rührten sich nicht mehr. Meine Feinde leiden mit mir, dachte Tervore.

Unterdessen hatte es aufgehört zu regnen. Über ihnen war blauer Himmel, die Sonne schien. Tervore lag inmitten einer rasch versickernden Blutlache neben den Schienen. Er sah, daß sich Paolo nicht um ihn kümmern konnte. Von allen Seiten kamen Indus herangestürzt und versuchten, die sicher geglaubte Beute doch noch zu erwischen. Der Junge trat und schlug um sich, und nicht eines der ermatteten Geschöpfe erreichte den alten Mann.

Nach einer Weile ließ die Heftigkeit der Angriffe nach.

Viele Indus rollten auf die Seite und starben - das begriff er in einem Anfall sonderbarer Klarheit. Sie starben! Andere gruben sich in die nasse Erde und verschwanden spurlos. Erst, als kein Indu mehr zu sehen war, sank Paolo in die Knie und kümmerte sich um Tervore.

Er spürte seine Wunden nicht einmal. An ihren Rändern klebte eine schwarze Mischung aus Staub und Blut, und hin und wieder quollen dünne Fäden aus roter Flüssigkeit daraus hervor.

“Was is' denn?” rief der Junge, gleichzeitig verstört und von Panik erfüllt. “Was ham' die Indus gemacht?”

Tervore stöhnte leise. Er sah das grobe Gesicht seines Gesellschafters und freute sich an dessen Anblick. “Paolo. Du bist da ...” Kraftlos versuchte er einige Male, Atem zu holen. “Komm her, ja ... lege meinen Kopf auf deine Knie, damit ich besser sehen kann. Danke, Junge. Sieh nur, dort oben!”

Zitternd hob er einen der blutverschmierten Arme und deutete in den Himmel. “Das kennst du bestimmt nicht. Ein Regenbogen.”

Epilog

Der Himmel leuchtete in den buntesten und schönsten Farben, die Paolo je gesehen hatte. Rot, Orange, Gelb, Grün, Blau und Lila.

“Weißt du noch”, begann der alte Mann wieder, “das Märchen, von dem ich dir erzählt habe? Am Ende eines Regenbogens steht ein Topf voll Gold...”

Paolo erinnerte sich genau. In seiner Vorstellung war ein Topf voll Gold das Herrlichste, was es geben konnte. Er wünschte sich, daß der alte Mann noch Stunden so weiter reden möge. Dann wäre alles in Ordnung.

Doch Tervores Kopf sank zur Seite und bewegte sich nicht mehr. Paolo rüttelte an seinen Schultern. Er schrie, und es half nichts. Der alte Mann war tot. Eine Stunde lang saß er zu seinen Füßen im Schlamm und weinte. Dann blickte er wieder zum Himmel empor; der Regenbogen war schon blasser geworden, aber er stand noch fast so schön wie vorher.

Paolo wußte jetzt, was er zu tun hatte.

Behutsam nahm er die Leiche des alten Mannes auf den Arm und suchte einen Weg durch die Erdfurchen. Die Indus gaben kein Lebenszeichen von sich. Traurig dachte er an Emilio, den winzig kleinen Jungen mit den abgeschnittenen Beinen, den er so oft durch das schwarze Gerät gesehen hatte. Wäre er nur aufgewacht... Es hätte ihm bestimmt Spaß gemacht, mitzukommen. Davon war Paolo überzeugt.

Er bewegte sich ein wenig unsicher, weil Tervore ihn nie ins Freie hinaus gelassen hatte. Langsam verblaßte am Horizont das bunte Licht. Die Luft wurde dunstiger. Am Boden erhoben sich erste Staubschwaden und vernebelten den Himmel, doch Paolo hatte sich gemerkt, wohin er wollte. Irgendwo mußte es sein, das Ende des Regenbogens. Irgendwo dort hinten über den Hügeln.

*Ernst Vlcek
Spiegelkabinett*

Als am 31. Januar 447 Neuer Galaktischer Zeitrechnung das Kosmonukleotid DORIFER einen Kollaps erlitt, hatte das verheerende Auswirkungen auf das Psionische Netz in diesem Teil des Universums.

Es war eigentlich nicht richtig, in diesem Zusammenhang von einer Destabilisierung des Psionischen Netzes zu sprechen. Es war eher eine Rückkehr zum Status quo, denn DORIFER hatte vor rund 55 000 Jahren das Psionische Netz auf einen unnatürlichen Wert hochgeschaukelt, um einen Übergriff aus einem anderen Universum abzuwehren. Und nun normalisierte sich das Psionische Netz wieder, pendelte sich auf die im übrigen Universum herrschenden Werte ein.

Doch eben dieses Normalisierung bedeutete für die Völker der zwölf Galaxien

der Mächtigkeitsballung ESTARTU eine Katastrophe. Denn sie hatten gelernt, sich das aufgeschaukelte Psionische Netz für die Raumfahrt nutzbar zu machen. Durch das Absinken der Psikonstante wurde dem Enerpsi-Antrieb der Todesstoß versetzt. Und es war auch das Ende der Gänger des Netzes, die nach der DORIFER-Katastrophe die Präferenzstränge des Psionischen Netzes nicht mehr für den Persönlichen Sprung nutzen konnten.

Neben diesem kosmischen Drama, das in Estartu ablief, erscheinen die Probleme eines einzelnen als unbedeutend. Aber es sind die Einzelschicksale, die das Maß aller Dinge sind. Auch wenn es, wie in Alaska Saedelaeres Fall, nur darum geht, eine unerfüllte Sehnsucht zu stillen.

1.

Die lange Nacht war zu Ende, der lange Tag von Liav begann.

Es war der Tag des Abschieds.

Der große hagere Terraner stand am Ufer und blickte, halb abgewandt, zum See zurück. Die letzten Wellenkreise, die er beim Verlassen des Gewässers verursacht hatte, verloren sich.

Und nun war die Oberfläche für einen kurzen Augenblick völlig ruhig, und das heller werdende Purpur des Morgenhimmls spiegelte sich darin verzerrungsfrei. Doch, wie gesagt, nur einen Moment. Denn nun ging Ruvo als schmale, hauchdünne Sichel hinter der sanft geschwungenen Silhouette der Kattsgillhügel auf, wurde länger und breiter. Und der Gezeitenwechsel machte sich bemerkbar. Die Flut setzte ein, das war am Kräuseln der gerade noch spiegelglatten Fläche des Sees zu merken.

Den Terraner überkam leise Wehmut, aber sie war nicht so stark, daß Melancholie daraus hätte werden können.

Was für eine unglaubliche Welt Liav doch war. Und was für ungewöhnliche Wesen die Liaver doch waren. Einmalig! Das war die Summe seiner Eindrücke. Und doch würde er fortgehen und nie wieder hierher zurückkehren. Das hatte er in diesen ersten Minuten des neuen Tages beschlossen.

Es war kein spontaner Entschluß, denn die Überlegung, für immer hier zu bleiben, hatte sich mit der, so rasch wie möglich wieder von hier zu verschwinden, um nicht in Versuchung zu geraten, die Waage gehalten. Nur war er nun nicht mehr wankelmüsig. Er sagte sich: jetzt ist es Zeit, und damit stand der Abschied von sorglosem Glück fest.

Und er war erleichtert über diese Entscheidung und wußte, daß er sie nie bereuen würde. Denn er hatte seine Erinnerung. Und er hatte die Erfahrung gemacht, daß die Erinnerung an einen Traum viel wertvoller sein konnte als ein realisierter Traum.

Niemand konnte ihm die Erinnerung nehmen. Sie würde in ihm lange fortleben, denn er war relativ unsterblich, und er war nun gereift genug, nicht der Versuchung zu erliegen, einen Traum einfangen zu wollen.

Er aktivierte den Pikosyn seiner Netzkombination.

“Wieviel Zeit ist seit der Landung auf Liav vergangen?”

“Realzeit?” fragte der Pikosyn zurück.

“Natürlich, was sonst!”

Es klang gereizt.

“Rund einunddreißig Standardtage”, antwortete der Pikosyn und fügte erklärend hinzu: “Das ist etwas mehr als ein voller Mondtag. Reichen diese Angaben, oder wünschst du eine exaktere Zeitangabe?”

Das Angebot einer exakteren Zeitangabe war rein rhetorisch, denn der Pikosyn konnte aus Erfahrungswerten schließen, daß diese in einer solchen Situation nicht gewünscht wurde.

Der Terraner schaltete den Pikosyn ab.

Er war keineswegs überrascht. Er hatte vermutet, daß er nicht länger hier war als so lange, wie Liav benötigte, den roten Riesenplaneten Ruvo einmal zu umlaufen. Einen Tag und eine Mondnacht lang.

Dabei hatte er das Gefühl, in dieser Zeitspanne ein ganzes Leben gelebt zu haben. Aber das lag an den besonderen Umständen. An den Eigenheiten dieses Sees, in dem er mit den Liavern getaucht hatte - und natürlich an der STADT.

Ruvo war inzwischen zu einer rot flammenden dicken Sichel geworden, mit einem weiten, zerrissen wirkenden Lichthof. Über den Horizont in Richtung Planetenaufgang spannte sich noch ein Streif aus hellem Rot, über den übrigen Himmel hatte jedoch bereits das Blau des Tages den Sieg errungen.

Der Terraner dachte mit Bedauern daran, daß er die lange Nacht von Liav nicht unmittelbar erlebt hatte. Er wußte nur aus den Messungen, daß der Mond auf die recht ungewöhnliche Weise um Ruvo seine Bahn zog, daß er der Sonne stets ein und dieselbe Seite zukehrte.

Die Liaver, die auf dieser Seite des Trabanten lebten, hatten noch nie im Leben ihre Sonne gesehen. Sie wußten nicht einmal von ihrer Existenz. Der rote Riesenplanet Ruvo ersetzte ihnen die Sonne. Wegen seiner Nähe und seiner hohen Albedo war er weit größer und strahlte tausendmal heller als jede Sonne, wenn er sein volles Rund erreicht hatte, ohne jedoch die Hitze einer adäquaten Sonne zu entwickeln.

Der Terraner hatte die blendende Grelle des Mittags erlebt, aber nicht die Nacht und schon gar nicht die Mitte der Nacht, wenn Liav den Planetenschatten durchlief.

Da war er abwesend gewesen.

Nun glaubte er, wiewohl er wußte, daß er es sich nur einbildete, bereits die Gravitation von Ruvo zu spüren. Er blickte wieder zum See hinunter und stellte ohne Überraschung fest, daß seine Oberfläche wieder spiegelglatt war. Keinerlei Anzeichen von einem Gezeitenwechsel, der See war den Gesetzen von Ebbe und Flut nicht unterworfen. Oder, besser gesagt - und um das Unglaubliche noch deutlicher auszudrücken -, er stellte sich nach einer kurzen Übergangsperiode auf die jeweiligen Gezeiten ein.

Man hätte jetzt einen Stein ins Wasser werfen können, ohne daß der Aufprall Wellen erzeugt hätte. Die Liaver nannten den See darum das Stille Wasser, und nur diesen einen See, denn er war selbst auf dieser unglaublichen Welt das einzige Phänomen dieser Art.

Natürlich gab es noch die STADT.

Aber diese besaß andere Besonderheiten.

Etwas brach durch die glasige Oberfläche des Sees, und der Terraner wandte sich schnell ab und entfernte sich mit großen Schritten vom See.

Heimkehr! Es war Zeit.

Er vernahm hinter sich einen Pfeifton, der sich nach kurzer Pause mehrere Male wiederholte. Der Pfeifton war ihm vertraut, er wußte, was er besagte. Jemand rief seinen Namen, auf die ihm eigene Art.

Alaska! Alaska!

Und das Pfeifen ging weiter, es klang ähnlich dem eines terranischen Delphins, nur lauter, auch gefühlvoller und emotioneller, hektisch, verzweifelt geradezu.

Nein! Fort! Heim! Es ist genug. Der Tag der Erkenntnis ist abgelaufen. Dies ist ein neuer Tag. Der Tag des Abschieds.

Das melodiöse Pfeifen hinter ihm wollte nicht abreißen. Der Terraner machte noch größere Schritte. Er hätte natürlich sein Gravo-Pak einschalten können, dann wäre er rascher zum Landeplatz seines Raumschiffs gelangt - und wäre auch sicher vor einer Begegnung mit dem ihm nachstellenden Liaver gewesen.

Aber das wäre ihm wie Flucht erschienen. Und wenn er einfach fortging, so redete er sich ein, war es keine Flucht. Er stellte sich nur taub. Das Trillern war für seine Ohren nichtssagend. Der Translator war ja ausgeschaltet.

Aber du läufst weg. Natürlich ist es Flucht! Und selbst ein Liaver muß merken, daß du dich nicht in der natürlichen Gangart eines Menschen bewegst.

Du rennst, mein Freund. Vor wem läufst du davon? Vor einem harmlosen Liaver? Natürlich nicht. Nicht vor einem Liaver! Keiner deiner neu gewonnenen Freunde würde dich zurückhalten. Shakehands - und adieu! Wenn auch mit Schmerz. Leben und leben lassen, das ist ihre Philosophie. Dir fremd, klar, mein Freund.

Darum rennst du vor dir selbst weg.

So sieht es nämlich aus.

“Es ist anders!” sagte der Terraner laut. Er stellte die Funkverbindung zu seinem Raumschiff her und befahl Startbereitschaft.

“TALSAMON ist startbereit”, meldete das Raumschiff.

Ringsum erwachte die Natur aus ihrem Schlaf. Die Nacht auf der Sonnennachtseite des größten Mondes von Ruvo war bitterkalt. Aber das Leben von Liava hatte sich darauf eingestellt. Es duckte sich vor der Kälte und dem Dunkel und reckte sich erst mit dem ersten Morgenrot dem Licht entgegen. Jegliches Leben. Es war schwer, Tiere und Pflanzen auseinanderzuhalten, und vermutlich gab es gar keine solche Abgrenzung im herkömmlichen Sinn. Jedenfalls ließ sich, was am Tage kreuchte und fleuchte oder in der Planetenkruste verwurzelt war, weder der einen noch der anderen Kategorie eindeutig zuordnen. Der Terraner hatte selbst Schwierigkeiten gehabt, die Liaver als Intelligenzwesen zu erkennen. Und er hatte noch einmal Schwierigkeiten damit gehabt zu erkennen, daß es sich um Amphibien handelte, denn ein Liaver auf dem Land hatte so gar keine Ähnlichkeit mit einem der pfeilschnellen,

majestätischen Liaver im nassen Element... Und eigentlich war es gar nicht wichtig, das vielfältige Leben dieser unglaublichen Welt einzuordnen.

Das Pfeifen war nähergekommen. Der Liaver saß ihm im Nacken. Nachdem er sich einmal an seine Fersen geheftet hatte, ließ er nicht mehr von ihm ab. Der Terraner kam sich blöd vor. Aber er hatte den ersten Schritt getan, und jetzt brach er die Flucht nicht mehr ab. Es war, als gehorchten ihm die Beine nicht mehr.

Alaska! Alaska!

Der Terraner mußte sich nunmehr seinen Weg durch die dschungelartig wuchernde Natur kämpfen. Er hatte seinen Strahler in der Hand, wollte ihn jedoch nicht einsetzen. Das wäre wie Mord gewesen.

Vor ihm entrollten sich kohlartige Knollen zu mannsgroßen Blättern, wuchsen in die Höhe. Lianen jeglicher Stärke kletterten die aus dem Boden sprießenden Stämme empor, reckten sich über deren Kronen hinaus dem Licht entgegen. Blüten schälten sich aus modrig wirkenden Knospen, entblätterten sich, lösten sich von den Stengeln und segelten wie Vögel davon. Waren es Vögel? Egal.

Von überall aus dem Unterholz drangen Geräusche. Es knisterte und raschelte, seufzte und quiekte - und dann fuhren die Böen des warmen Windes ins Dickicht und lüfteten es, entwirrten es und sprengten es förmlich auseinander. Und nach dieser Explosion war der Terraner im Dickicht regelrecht gefangen.

Jetzt hatte er keine andere Wahl mehr, als das Gravo-Pak einzuschalten, wenn er die TALSAMON erreichen wollte. Er war schon entschlossen es zu tun. Ein Befehlswort hätte genügt.

Da erklang das Pfeifen plötzlich geradewegs vor ihm. Der Liaver hatte ihn in einem Bogen überholt und versperrte ihm nun den Weg. Die Halme und Farne teilten sich - und ein Fischkopf starre ihn an. Die wie ein menschlicher Schmollmund geschürzten blauen Lippen pfiffen ihn an.

“Geh mir aus dem Weg”, sagte der Terraner. “Hau ab, habe ich gesagt!”

Die hervorquellenden Augen, keineswegs starr oder glasig blickend, sahen ihnverständnislos an. Der blaue Schmollmund pfiff, der Luftsack darunter blähte sich auf, und dann erklang ein langgezogener, jämmerlicher Pfeifton.

Der Terraner schloß ergeben die Augen. Er schaltete den Translator ein, doch es kam keine Übersetzung des langanhaltenden Pfeifens. Es war ein unartikulierter Klagelaut, und den verstand der Terraner sowieso.

“Ich gehe fort”, sagte der Terraner. “Ich verlasse eure Welt. Was willst du noch von mir?”

Der Translator übertrug seine Worte in die Pfeiflaute der Liaver. Und der Liaver antwortete, und der Translator übersetzte das Pfeifen folgendermaßen:

»»Ich bin es, Hiris. Wir haben doch zusammen gelebt. Wie kannst du mich ohne Abschied verlassen, Alaska?“

“Es wäre besser so gewesen. Ich gehe, das ist sicher. Du machst es uns beiden nur etwas schwerer, Hiris.”

Der Liaver hoppelte ins Freie. Die geduckte Haltung seines massigen Körpers, der auf dem Land unförmig wirkte, erinnerte an einen Frosch. Eine Kröte mit

Karpfengesicht, dachte der Terraner, der bis zu diesem Augenblick davon abgesehen hatte, solche Vergleiche zu ziehen. Aber irgendwie mußte er sich schließlich behelfen, um sich den Abschied zu erleichtern.

"Ich hatte ein unglaubliches Erlebnis, Alaska", sagte Hiris. "Ich möchte es dir erzählen. Es übertrifft alles andere, was ich bisher erlebt habe... Und du?"

Ich will über mein Erleben nicht sprechen! dachte der Terraner mit einem bitteren Zug um den Mund. Verdammt, ich dachte, ich sei darüber hinweg, aber nun hält dieser lästige Liaver meinem Unterbewußtsein einen Spiegel hin und... Nichts und! Er war gefestigt. Er hatte in einer Mondnacht die Erfahrungen mehrerer Leben gemacht. Keine Gefährdung, wieder in die alte Melancholie zu verfallen.

Aber du bist vor der Konfrontation mit der Wahrheit geflohen, mein Freund, mußte er sich gleich darauf sagen. Also sei ein Mann, stelle dich.

Der Terraner seufzte.

"Ich?" sagte er. "Ich nehme Abschied. Es gibt nichts mehr zu sagen."

"Du willst vergessen?"

"Nein." Es ist anders. Ich gehe fort, um mir die Erinnerung zu bewahren. Ich möchte sie nicht von einem losen Fischmaul zerflecken lassen. "Ich will nur nicht darüber reden."

"Verstehe", übersetzte der Translator den Pfiff des Liavers mit einem Kürzel. Die Basedow-Augen sahen ihn durchdringend an, blickten ihm tief in die Seele. "Aber du erinnerst dich?"

"Ja."

Verdammt noch mal, natürlich erinnerte er sich!

"Der Start verzögert sich auf unbestimmte Zeit", funkte er dem Raumschiff.

"Für noch einmal einen Montag?" fragte die TALSAMON an.

"Bewahre, nein! Es ist nur eine kurze Verzögerung."

Er brachte es nicht über sich, den Liaver einfach abzukanzeln. Liaver waren sensibel, gesellig und redselig. Er wollte Hiris nicht vor den Kopf stoßen. Schließlich war er jener Liaver, den er vor einunddreißig Standard-Tagen als ersten kontaktiert hatte.

Er war förmlich über ihn gestolpert und hätte ihn daraufhin beinahe paralysiert. Das war gar nicht so weit von hier gewesen.

Und an einem Morgen wie diesem, als die Natur von Liav gerade nach der langen Nacht aus ihrem Schlaf erwachte.

Er hatte den Kombistrahler bereits angelegt und auf Paralyse gepolt. Aber er drückte nicht ab, weil der Krötenfisch Männchen machte. Dabei sackte seine Körpermasse ins Gesäß, und das sah zu komisch aus. Als er dann auch noch eine Melodie pfiff, die den Terraner irgendwie an eine Hymne erinnerte, da war der Bann gebrochen.

"Mir scheint, du besitzt so etwas wie eine Sprache." Das waren seine ersten Worte gewesen. Und der Rest ergab sich von selbst. "Ich werd's mal mit dem Translator versuchen.'

Vierundzwanzig Norm-Stunden später hatte der Translator genügend

verschiedene Pfeiftöne gespeichert, um sie in die Sprache des Terraners übersetzen zu können und umgekehrt.

Hiris, wie der Translator den Namen des Liavers übersetzte, hatte die Sache erleichtert, indem er ständig fröhlich vor sich hinpfiff. Er hatte ein großes Repertoire, das von Schnulzen bis zu Opernarien reichte. Zumindest klang es für den Terraner so.

Ja, und es kamen während Hiris' Pfeifkonzert noch weitere Liaver hinzu, die munter darin einstimmten. Es war ein ganzes Rudel fischköpfiger, froschhüpfender Fleischsäcke, die sich da am Ufer des Sees und unter dem aufgehenden Ruvo ein Stelldichein gaben.

Und mitten unter ihnen der lange hagere Terraner, der wie ein Fremdkörper aus ihnen hervorragte und der eine geradezu unheimliche Neugierde an den Tag legte, sobald er die Möglichkeit hatte, sich mit ihnen zu unterhalten.

Die Liaver gaben zwar auf alle seine Fragen bereitwillig Antwort. Aber durch jede dieser Antworten klang die Frage durch:

“Wozu willst du das eigentlich wissen?”

Und anfangs hängte der Translator jeder Übersetzung diese Frage auch an, bis der Terraner dies abstellte. Aber gelegentlich kam es auch später noch vor, daß der Translator eine Antwort wie eine Frage betonte und mit einem unsichtbaren Fragezeichen versah.

Die Liaver stellten von sich aus nie tiefsschürfende Fragen, keine Fragen nach der Herkunft des Terraners, nach dem Grund seines Hierseins oder nach der Funktion des wundersamen Übertragungsgeräts. Das war nicht unbedingt Interesselosigkeit. Sie nahmen manche Wunder - wie eben den Terraner oder den See - einfach als gegeben hin.

Ihre Fragen waren stets gegenwarts- und handlungsbezogen, etwa wenn es darum ging, eine Entscheidung für den Augenblick zu treffen.

“Gehen wir tauchen, Alaska?”

Sie setzten sogar voraus, daß er wie sie amphibisch war. Als sie dann Fragen anderer Art zu stellen begannen, etwa wie Hiris eben am Morgen des Abschieds: Du willst vergessen? - da wurde dem Terraner klar, daß der Kontakt mit ihm den Liavern weniger genutzt als geschadet hatte.

Aber sein schlechter Einfluß würde irgendwann wieder seine Wirkung verloren haben.

Und darum brauchte er es nicht zu bereuen, nach Liav gekommen zu sein. Für ihn war es eine wertvolle Erfahrung.

Fünf Wochen vorher hätte sich der Terraner nicht träumen lassen, daß es so kommen würde.

2.

Alaska. Saedelaere als introvertiert zu bezeichnen, wäre ihm nicht ganz gerecht geworden. Seine seelischen Kräfte waren nicht einzige und allein auf die eigene Innenwelt gerichtet, er war eigentlich allem aufgeschlossen, an allen Problemen interessiert und nur verschlossen, wenn es um seine persönlichen Probleme ging.

Introvertiert war er nur in dem Sinn, daß er sein Innenleben nicht in die Außenwelt tragen wollte.

Und darum fiel ihm dieser Gang auch so verdammt schwer. Die Sache wurde ihm aber dadurch erleichtert, daß er nicht irgendeinen Seelendoktor oder einen gleichgestellten Mitmenschen aufsuchte, sondern daß er zu jemandem ging, der außerhalb jeder Norm stand.

Kurzum, es fiel ihm leichter, einen der Querionen um Rat zu fragen, als sich einem Freund anzuvertrauen. Abgesehen davon waren die Querionen die einzigen, die ihm helfen konnten, wenn das überhaupt möglich war.

Er war nur aus diesem Grund mit der TALSAMON in den Kugelsternhaufen Parakku geflogen und auf Sabhal gelandet. Er war froh, daß seine Ankunft nur nebenbei registriert wurde und er mit keinem anderen Gänger des Netzes oder sonst einem Bekannten zusammentraf, als er die Halle des Anfangs aufsuchte.

Dies war der einzige Ort, an dem man mit den Querionen, den Begründern der Netzgängerorganisation, in direkten Kontakt treten konnte. Manchmal zeigten sie sich sogar in Körperprojektionen. Darauf hatte man jedoch keinen Einfluß, und man konnte sich auch nicht aussuchen, mit welchem von den zwölf Querionen man Kontakt bekam.

Alaska bekam es mit Wybort zu tun, der vor gar nicht so langer Zeit Eirene, Perry Rhodans und Gesils Tochter, den Abdruck des Einverständnisses gegeben hatte. Aber was war dieser psionische Imprint noch wert? Das Kosmonukleotid DORIFER hatte einen Kollaps erlitten, was zu einer Destabilisierung des Psionischen Netzes führte und dazu, daß es sich auf den ursprünglichen Normalwert einpendelte. Was wiederum bedeutete, daß sich immer mehr sogenannte Kalmenzonen bildeten, die von den Netzgängern nicht zur Fortbewegung genutzt werden konnten. Das war praktisch das Ende der Gänger des Netzes.

Und Alaskas persönliches Problem hing damit zusammen.

Wybort trat ihm im Projektionskörper eines Alten gegenüber.

“Es freut mich, dich noch einmal wiederzusehen, Alaska”, sagte der Querione.

“Es ist die vielleicht letzte Gelegenheit. Wir überlegen, ob wir nicht in das Geisteskollektiv unseres Volkes zurückkehren sollen. Wir haben eigentlich ausgedient.”

“Wäre das ein endgültiger Schritt?” fragte Alaska.

“Warum fragst du das?”

“Weil ich selbst schon mit meinem Psibionten Testare in das Geisteskollektiv eingegangen war”, antwortete Alaska. “Wir wurden von der Querionin Kytoma geführt. Du kennst die Geschichte. Testare und ich konnten uns jedoch nicht integrieren. Ich kehrte in meinen Körper zurück, Testare wurde zu meinem Psibionten. Kytoma aber blieb zurück. Ist das endgültig?”

“Darauf kann ich dir keine Antwort geben, Alaska”, sagte Wybort. “Das liegt allein bei Kytoma. Aber falls wir ins Kollektiv zurückkehren und Kytoma gehört dazu, dann kann ich sie von dir ...”

“Darum geht es mir nicht”, fiel ihm Alaska ins Wort.

“Worum dann?”

Kytoma hatte Alaska schon einmal, vor einigen Jahrhunderten, auf einen namenlosen Planeten mit dem See Talsamon und der STADT geführt. Damals hatte Alaska noch keine Ahnung davon gehabt, daß die STADT und der See einst von den dreizehn Querionen unter Wybort erschaffen wurden, die später auch die Organisation der Gänger des Netzes gründeten. Und Wybort und die anderen Querionen, die nach Laymonens Ausscheiden auf insgesamt zwölf dezimiert worden waren, hatten Alaska und Testare den See und die STADT als Ort der Begegnung zur Verfügung gestellt.

Alaska hatte darauf verzichtet, sich die Koordinaten dieser Welt zu beschaffen, weil er sie jederzeit per Persönlichem Sprung erreichen konnte. Er und Testare wollten sich so das Geheimnis eines mystischen Ortes bewahren. Inzwischen hatte sich der körperlose Testare jedoch auf Körpersuche begeben... und DORIFER hatte einen Kollaps erlitten und so für die Destabilisierung des Psionischen Netzes gesorgt.

“Ich kann den See Talsamon nicht mehr per Persönlichem Sprung erreichen”, sagte Alaska niedergeschlagen. “Und es gibt keinen anderen Ort, wo ich mich mit Testare treffen könnte. Und wo ich nach Kytoma suchen könnte”, fügte er zögernd hinzu.

“Ich verstehe deine Verzweiflung”, sagte Wybort mitfühlend. “Aber ich fürchte, es würde dein Problem nicht lösen, wenn ich dir die Koordinaten unserer Welt übermittelte. Wenn du nicht per Persönlichem Sprung in den See Talsamon gelangen kannst, dann ist dies auch Testare nicht möglich. Du kannst ihn dort nicht treffen.”

“Und Kytoma?” fragte Alaska.

“Hm”, machte Wybort nachdenklich. Nach einer ganzen Weile des Schweigens fuhr er fort: “Es gibt noch andere Querionenwelten, hast du das gewußt? Nein? Aber vermutet, denn es ist naheliegend. Und eine davon liegt in Parakku. Du kannst mit deinem Raumschiff mühelos und rasch hingelangen. Du besitzt sogar die Koordinaten. Du weißt es nur nicht, weil du in deiner KARTE nicht danach gesucht hast.”

Die KARTE war ein kartographisches Verzeichnis mit den Präferenzsträngen des Psionischen Netzes und den Stützpunkten der Gänger des Netzes. Sie war im Pikosyn der Netzkomposition gespeichert. Es überraschte Alaska, daß auch eine Querionenwelt registriert sein sollte. Auf seine entsprechende Frage antwortete Wybort:

“Nur deine KARTE enthält diese Angaben. Eigentlich wundert es mich, daß du in all den Jahren nicht dahintergekommen bist.”

“Der See Talsamon hat Testare und mir genügt. Warum hätten wir nach einer anderen Querionenwelt suchen sollen?”

“Eben. Aber nun liegen die Dinge anders. Nun, da der See Talsamon unerreichbar für dich ist, könntest du einen Versuch mit diesem anderen Ort der Begegnung machen.”

“Was kann ich mir dort erhoffen?”

“Erfüllung. Vollkommenheit.”

“Ich bin mir gar nicht sicher, ob ich das überhaupt anstrebe”, sagte Alaska zweifelnd und gleichzeitig enttäuscht. Sein Streben galt gar nicht dem Unerreichbaren - einmal davon abgesehen, daß er Kytoma finden wollte, die man vielleicht als unerreichbar einstufen konnte. Und daß er sich die Nähe von Testare wünschte, und daß die Suche nach ihm jener nach der legendären Nadel im Heuhaufen glich, wenn es keinen festen Rendezvouspunkt gab. Da der See Talsamon als solcher ausfiel, nützte ihm irgendeine unbekannte Querionenweit in diesem Fall auch nichts. Kytoma betreffend mochte die Sache wieder anders aussehen, falls sie nicht für immer bei ihrem vergeistigten Volk geblieben war — dorthin wollte Alaska nicht wieder...

Aber er hatte mit dem Unerreichbaren eigentlich etwas anderes gemeint, etwa Werte, Macht und Erkenntnisse, die nicht für Wesen seiner Evolutionsstufe gedacht waren. Menschliches Glück dagegen stufte er nicht so ein, nicht als unerreichbar, auch wenn die Konstellation, die er anstrebte, eine überaus schwierige war.

Er erinnerte sich in diesem Zusammenhang einer alten terranischen Redewendung, die er von Perry Rhodan gehört hatte und die lautete: nach den Sternen greifen... Und die Terraner hatten es getan und hielten die Sterne nun in Händen.

“Die Querionenwelt, die ich meine, kann dir alles bieten”, erklärte Wybort geduldig. “Sie unterscheidet sich von der unseren, so wie eigentlich keine Querionenwelt der anderen gleicht. Wir, die ehemaligen Bewohner, haben uns unsere Domizile, die Seen mit den Ruhenden und die STÄDTE sehr individuell gestaltet. Zufällig sind mir einige Besonderheiten jener Welt, von der du die Koordinaten besitzt, bekannt. Ich will dir keine Geheimnisse verraten, die mußt du selbst enträtseln. Aber soviel ist gewiß. Du kannst dort alles bekommen, was du willst. Erfüllung deines Strebens. Vollkommenheit, wie du sie dir vorstellst. Und ich denke, daß es nicht zuviel versprochen ist, wenn ich sage, daß du dort auch Kytoma finden kannst.”

“Tut mir leid, daß ich dich zuerst mißverstanden habe. Wybort”, entschuldigte sich der Terraner. ET hatte es plötzlich sehr eilig. “Danke. Und...”

Aber da hatte sich die Körperprojektion des Querionen bereits aufgelöst.

Als nächstes verglich Alaska seine persönliche KARTE mit jener in der Station der Gänger des Netzes

Der Syntron hatte die Abweichung schnell gefunden. Alaskas KARTE hatte ein zusätzliches Sonnensystem gespeichert. Es war belanglos, daß dorthin einst ein starkes Bündel von Präferenzsträngen geführt hatte. Jetzt lag dieses System ohnehin in einer Kalmenzone, denn es lag in jener gedachten Linie, die von Absantha-Gom über Sabhal zum Kosmonukleotid DORIFER führte.

Die Sonne hieß Sgill, der einzige jupitergroße Planet trug den Namen Ruvo. Ruvo hatte elf Monde. Der größte davon wurde als Liav bezeichnet. Er hatte einen Durchmesser von etwa 6 000 Kilometern, aber das war für Alaska nicht weiter von Bedeutung, ebenso wie die Tatsache, daß Liav eine dünne, aber

atembare Sauerstoffatmosphäre besaß.

Für ihn war nur wichtig, daß auf der Oberfläche von Liav im Äquatorgebiet zwei nahe beieinanderliegende Punkte eingezeichnet waren.

Für Alaska stand es fest, daß es sich dabei nicht um einen Stützpunkt der Gänger des Netzes, sondern um einen See und eine STADT der Querionen handelte.

Kurz darauf startete er mit der TALSAMON.

Das Sgill-System war nur 900 Lichtjahre in Richtung der Galaxis Absantha-Shad entfernt.

3.

Der See von Liav unterschied sich kaum vom See Talsamon, mal von der vierfachen Größe abgesehen. Vielleicht war er so groß, weil sich hier auch viermal so viele Querionen wie im See Talsamon zusammengefunden hatten?

Auch die STADT in den Kattsgillhügeln wies zu der anderen keine Unterscheidungsmerkmale auf. Sie hatte nur geringere Abmessungen, soweit den Ortungsergebnissen zu trauen war. Der Syntron wies zwar aus, daß die STADT von Liav eine geringere Planetenfläche beanspruchte, einen halben Quadratkilometer bloß, aber das sagte nichts über ihre innere Struktur und Größe aus. So wie die andere STADT der Querionen, mußte auch diese zumindest dreischichtig sein, womit gemeint war, daß sie mindestens in drei weiteren Existenzebenen reichte. Eine Querionen-STADT war eine Schnittstelle, ein Kreuzweg, wenn man so wollte, der Parallelwelten. Kytoma hatte ihm einmal verraten, daß ihr Volk es geschafft hatte, in drei verschiedene Dimensionen des Multiversums vorzudringen, womit nur ebenso viele verschiedene Universen gemeint sein konnten. Es mochte sich dabei um Welten der Zukunft, der Wahrscheinlichkeit oder auch solche aus Antimaterie handeln. Auf jeden Fall, das hatte Alaska herausgefunden, spielte auch der Faktor Zeit eine Rolle. Viel klüger war er aber noch nicht geworden.

Aber seit er wußte, daß es eine Strangeness gab, durch die sich die verschiedenen Universen voneinander unterschieden, und wie schwer diese zu überwinden war, vermochte er erst die Leistung der Querionen richtig zu würdigen.

Alaska ließ sich zuerst am See nieder und nahm sich sehr viel Zeit für den Kontakt mit den Liavern. Er wollte nichts überhasten. Es hatte keinen Sinn, vergeblich gegen die psionische Barriere der STADT anzurennen. Vielleicht würde ihn der "Geist" der STADT, der psionische Abdruck, den die Querionen hinterlassen hatten, eher akzeptieren, wenn er sich an die Welt angepaßt hatte.

Die Liaver konnten ungehindert ein- und ausgehen, und sie machten reichlich Gebrauch davon. Und sie tauchten in den See und verbrachten ihr halbes Leben darin und die bitterkalten Nächte.

Es waren ihrer an die sechzig, die hier lebten. Aber Alaska konnte ihre Zahl nur schätzen, weil sie nie vollzählig an Land versammelt waren. Ebenso viele mochten im Gebiet der STADT leben.

Alaska nannte sie Ivon, Riel, Sauro und Hiris, Pompa, Anas, Jebo und Orfo. Sie

waren zweigeschlechtlich, aber Alaska bekam nie heraus, wer welchem Geschlecht zuzuordnen war. Die Liaver gaben darüber auch keine Auskunft, und Alaska bohrte nicht weiter, um nicht an einem Tabu zu kratzen. Typisch für ihn als Mann, daß er sie alle einfach dem männlichen Geschlecht zuordnete.

Es war aber auch in anderer Beziehung mühsam, von den Liavern Informationen über sich zu erhalten. Wenn ihnen Alaskas Fragen lästig waren, so zeigten sie es nicht. Andererseits fielen ihre Antworten stets unbefriedigend aus.

Allmählich kristallisierte sich jedoch heraus, daß sie so etwas wie eine Zivilisation nicht besaßen, zumindest nicht im Sinn von wissenschaftlichen Erkenntnissen oder technischen Errungenschaften. Sie besaßen nicht einmal die primitivsten Werkzeuge, natürlich auch nicht Keulen als Waffen, nicht einmal Krücken, um sich an Land aufrecht fortbewegen zu können. Das Froschhüpfen machte ihnen Spaß, wie überhaupt der Spaß am Leben der Inbegriff ihrer Philosophie zu sein schien. Und ein Pfeifkonzert, ein Chor oder Kanon aus dreißig Liaverluftblasen, war Inbegriff und Ausdruck der Lebensfreude. Und das alle 34 Standardminuten, obwohl die Liaver keine Uhren hatten, um die Zeit zu messen. Und keine Kleidung. Kein Fell, keinen Stoff und keine Baumrinde zum Schutz gegen Naturgewalten wie die heißen Stürme aus den sonnenbeschienenen Wüstenzonen. Nicht einmal ein winziges Blatt zum Bedecken der Scham.

Aber von der Gesinnung, von ihrem Verhalten und in ihrem Umgang untereinander und mit Fremden, wie Alaska, gaben sie sich überaus zivilisiert. Und sie hatten eine kultivierte Pfeifsprache, die viel ausdrucksstärker, komplizierter und gleichzeitig einfacher zu verstehen war als jede Sprache, die Alaska kannte. Einschließlich Interkosmo. Vielleicht lag es daran, daß ihre Sprache der Gesang war. Vielleicht...

Ich bin nicht wegen irgendwelcher ethnologischer Untersuchungen hier. Ich habe ganz bestimmte, deutlich abgegrenzte Absichten. Also halte dich daran, Junge.

Den Versuch, die Lebensgewohnheiten der Liaver zu erforschen und zu analysieren, gab der Terraner bald auf. Der Syntron konnte ihm keine verwertbaren Ergebnisse liefern. Die Summe aller Daten ergab einfach keinen Sinn. Der Syntron war außerstande, das Psychogramm eines statistisch durchschnittlichen Liavers zu erstellen.

Alaska sah ein, daß es keinen Sinn hatte, ein synthetisches Verhaltensmuster zu erstellen, um es anzunehmen und so den See oder die STADT zu täuschen zu versuchen.

Er gab seine diesbezüglichen Bemühungen auf - und damit hatte er den Stein der Weisen entdeckt. Er kapitulierte, warf sein ganzes Rüstzeug über Bord und ließ sich gehen.

Er stellte keine bohrenden Fragen mehr, hielt keine endlosen Vorträge mehr, nur um von den Liavern dann ein simples und in höchstem Maß erstauntes "Ja" als Antwort zu bekommen.

Als einer der Liaver - es war Sauro - ihn wieder einmal fragte, ob er mit ihm

tauchen wolle, sagte Alaska einfach zu.

Sauro schnellte sich mit seinen muskulösen Hinterbeinen vor, die kurzen Arme gestreckt, und sein unförmiger Körper dehnte sich dabei in die Länge und glitt fast grazil durch die leichte, dünne Luft. Sein langgestreckter Körper nahm dabei fast die Form eines Bumerangs ein, und als er ins Wasser tauchte, spritzte kein Tropfen der Flüssigkeit auf, die von der Zusammensetzung her eindeutig Wasser war, chemisch reinstes Wasser.

Alaska schritt gemächlich in den See, schloß den Helm seiner Netzkombination und tauchte dann unter. Er bediente sich des Gravo-Paks, um aufrecht durchs Wasser gleiten zu können, und er kam sich dabei im Vergleich zu dem majestätisch durchs Wasser flitzenden Liaver ein wenig lächerlich vor.

Aber er folgte Sauro, der sich immer wieder nach ihm umwandte und ihn ungeduldig mit schlängelndem Körper umkreiste.

“Komm, komm, Alaska. Schneller!” übersetzte der Translator die aufgeregten Pfeiftöne, die Sauro von sich gab.

“Wohin geht es?” fragte der Terraner.

“Ins Leben!”

Übersetzte der Translator das richtig?

Sauro krümmte seinen Körper und tauchte steil in die Tiefe. Alaska ließ sich einfach senkrecht hinuntersinken. Der See war tief. Er fiel gleich am Ufer steil ab, schier ins Bodenlose. Von einer Flora oder einer Unterwasserfauna keine Spur. Das Wasser war zäh wie Sirup, dennoch transparent; manchmal glaubte man, in Harz oder Glas gegossen zu sein. Dann wieder wurde man von Leuchterscheinungen genarrt. Die unglaubliche Lichtbrechung sorgte für die phantastischsten Formen, aber das Lichterspiel hatte keine Farbe.

Und plötzlich war Alaska, als schwebte er über dem See. Tief unter ihm breitete sich die spiegelglatte Wasseroberfläche aus. Als er nach oben blickte, konnte er jedoch die rote Sichel Ruvos nicht entdecken. Auch über ihm war der See.

Sauro wurde immer schneller, fiel wie ein Stein auf die unter ihm liegende Spiegeloberfläche zu, versank darin. Alaska konnte seine sich verzerrende Gestalt noch einmal sehen, bevor er ihm folgte ...

Leben, ich komme! Wie wird es diesmal sein? Wer darf ich sein? Der Kerkermeister Xantru? Der Folterknecht Helebran? Auf einmal sind die Erinnerungen wieder da. Wie viele Leben habe ich schon gelebt? Und jedes tausend Tage lang! Waren es auch tausend Leben?

Nach dem Durchdringen der ersten Spiegeloberfläche ging es rasch und immer rascher. Es ist, als würde man nach jeder Durchdringung beschleunigen, bis man eine geradezu irrwitzige Geschwindigkeit erreichte und bald gar nicht mehr zählen konnte, wie viele Tore man passierte...

Und dann war ich Arlum nak ethe, der Geschundene. Sieben Bürden hat Arlum zu tragen. Er ist ein Schänder und wurde darum mit ewiger Verdammnis bestraft. Sie gössen ihn in Stahl und steckten den Stählernen in eine versiegelte Kapsel. Über diese Kapsel stülpten sie eine weitere Schutzschicht, und über diese spannten sie ein undurchdringliches Netz, und sicherten diese Sicherung

noch viermal. Das Gefängnis der sieben Siegel!

Und darin war ich gefangen, denn ich war Arlum. Gefangen für eine Ewigkeit. Arlum bereute seine Sünden - ich bereute Arlums Sünden! Und da schmolz das Stahl meines Körpers, ich konnte mich bewegen, aber nur innerhalb der mich einhüllenden Kapsel. Mein Freiraum war eng begrenzt, bot gerade Platz genug für meine quälenden Gedanken.

Ich erlebte alle Schandtaten Arlums noch einmal und dann noch einmal und immer wieder. Mir graute vor mir selbst. Ich wollte nie wieder schänden.

Und die Kapsel löste sich auf. Aber noch immer war ich in einer gallertartigen Schutzschicht gefangen.

Was kann ich denn mehr, als meine Verbrechen bereuen? Welche Sühne verlangt man von mir! Was ist die gerechte Bestrafung für einen Verbrecher wie mich? Was ist überhaupt Gerechtigkeit? Wenn man mir keine Möglichkeit zur Sühne gibt, dann bleibt mir nur die Flucht aus dem Leben. Ich könnte meinen Schädel in den Schleim stecken und darauf warten, daß ich ersticke.

Der Schleim frißt mich nicht, sondern Arlum nahm ethe absorbiert den Schleim - und nun bin ich im Netz gefangen ...

Bilder; Schreckensbilder der eigenen Verbrechen quälen mich. Es ist unerträglich. Soll ich verkünden, daß ich gar nicht Arlum bin, daß ich nur Gast in seinem Leben bin. Oder soll ich für seine Vergehen geradestehen und versuchen, ihm zu helfen? Es gibt einen Weg, die sieben Siegel zu brechen. Drei davon habe ich bereits überwunden.

Die Dokumentation von Arlums Abscheulichkeiten geht weiter. Ich fühle mich elend. Ich möchte raus aus diesem Leben, möchte lieber sterben... Das Netz zerreißt.

Ich brenne im Feuer.

Ich bereue.

Das Feuer erlischt - und die Vakuumkälte sucht mich heim.

Arlum ist geläutert.

Und das Eis schmilzt und entläßt mich in die Folterkammer. Und Arlum wird ein anderer, er erträgt die Folter lautlos. Ihm kann nichts Schlimmeres passieren, als er seinen Opfern angetan hat.

Und das ist der Moment, wo Arlum endgültig geheilt ist, wo seine Richter und Henker erkennen, daß die Verdammnis ihn resozialisiert hat.

Und es ist der Augenblick, da ich aus diesem Leben entlassen werden und zurückkehre und wieder Sauro werde.

Auch das passiert: daß man in ein Leben voller Leiden eindringt und für die Sünden seines Lebenspartners büßen muß.

Aber es war dennoch ein Erlebnis für mich.

“Du warst nur vier Norm-Stunden weg und hast ein ganzes Leben geträumt”, sagte der Terraner.

“Nicht geträumt”, widersprach der Liaver. “Gelebt, Alaska, gelebt. Ich war in dieser Welt. Und in der kommenden Nacht werde ich in eine andere gehen, ich weiß noch nicht, was für eine Welt das sein wird. Aber ich freue mich auf dieses

Abenteuer."

Alaska hatte Sauro nicht folgen können. Der See unter dem See hatte ihn abgestoßen. Warum? Er unterschied sich noch zu sehr von den Liavern, er besaß einfach nicht deren Denkart. Und er würde sie auch nie annehmen können.

Nachdem Sauro den Bann gebrochen hatte, bekam Alaska noch viele solcher Geschichten zu hören. Jeder erwachsene Liaver, der einige hundert Mondtage alt war, hatte über etliche solcher Erlebnisse zu berichten. Die jungen Liaver, die aus den Brutstätten in der Zwischenzone, dem Randbereich der Sonnentagseite von Liav, hierher kamen, lauschten gebannt den Erzählungen ihrer Eltern oder Älteren. Sie selbst konnten die Geheimnisse des Sees noch nicht ergründen, keine andere Leben erleben. Sie wurden von den Spiegeltoren abgestoßen wie Alaska.

Ivon erzählte ihm von seinem letzten Erlebnis während der letzten Nacht, und Riel, Pompa, Anas, Jebo, Orfo und die anderen wollten ihnen nicht nachstehen. Als die Reihe an Hiris kam, sagte Alaska entschlossen:

"Genug! Ich gehe zur STADT."

"Aber dort ist es nicht anders als im See", wandte Hiris ein.

"Ich versuche mein Glück dennoch in der Stadt", sagte Alaska.

"Ich begleite dich", beschloß Hiris. "Wenn du in der STADT ins Leben eintrittst, dann wirst du im See wieder herauskommen."

Alaska sagte darauf nichts. Er machte sich auf den Weg, und Hiris hoppelte neben ihm her. Sie kamen an ein undurchdringliches Dickicht, und Alaska mußte sich mit dem Strahler den Weg freischließen.

Hiris sah seinem Treiben eine Weile zu, dann erst schien er zu begreifen, was Alaska tat. Er bat:

"Laß das, Alaska. Du tötest."

Alaska steckte die Waffe weg und ließ Hiris den Vortritt, der von nun an den Weg durchs Dickicht bahnte.

Es war gut, daß Alaska den Erzählungen der Liaver zugehört hatte. Er sah jetzt klar. Er kannte nun ihre Lebensphilosophie, ein Ausspruch Hiris' hatte ihm die Augen geöffnet, aber er glaubte nicht, daß er sie würde annehmen können. Versuchen wollte er es dennoch.

Die Liaver sahen ihr Dasein nicht als das wirkliche Leben an. Alles, was sie wußten, hatten sie aus anderen Leben. Der See bot ihnen Zugang in unendlich viele Parallel weiten, andere Existenzebenen, wo sie innerhalb weniger Stunden ein ganzes Leben durchlebten. Leben in den unglaublichesten Gesellschaftsformen und Zivilisationen.

Warum also sollten sie selbst nach wissenschaftlichen Erkenntnissen, technischen Errungenschaften streben? Der See bot ihnen für alles Ersatz.

Ihnen standen Myriaden von Universen offen. Viel zu viele, um sie alle in einem Liaverleben aufzusuchen.

"Ist es schon vorgekommen, daß einer von euch nicht zurückkehrte, Hiris?" fragte Alaska. "Daß er für immer von dem Traum eingefangen wurde, in den er sich begeben hat?"

"Nicht Traum", sagte der Liaver darauf nur. "Leben." Alaskas Frage beantwortete er damit nicht.

Das ist nicht meine Vorstellung von Erfüllung, sagte sich Alaska. Aber ich will es versuchen. Vielleicht finde ich eine Möglichkeit, in einer anderen Existenz zu Testare oder Kytoma vorzudringen.

Und dann erreichten sie das Nebeltal und drangen in der diesigen Brühe bis zur Stadtmauer vor. Hiris hielt zielstrebig auf eine Stelle der unwirklich wirkenden Barriere zu - und sie verschluckte ihn. Alaska folgte seinem Beispiel, durchdrang die Barriere mühelos und fand sich dann im Innern der STADT wieder.

Er erkannte das, weil die Gegebenheiten hier nicht anders waren als in der STADT auf der namenlosen Querionenwelt mit dem See Talsamon.

Die Gebäude waren ineinander verschachtelt, die Flächen bildeten alle bekannten geometrischen Figuren und standen in allen möglichen Winkeln zueinander. Die STADT war ein einziger riesiger Kristall, dessen verschiedene auch in die Tiefe gestaffelten Flächen nichts anderes als Reflexionen der verschiedensten Existenzebenen waren.

Es mochte durchaus so sein, wie Kytoma ihm einst erklärt hatte, daß nämlich die Querionen drei Existenzebenen erforscht hatten. Aber es war so, daß jede dieser drei Existenzebenen wiederum Zugang zu jeweils drei Parallelwelten bot und so weiter, so daß deren Zahl letztlich doch unendlich war.

War die Grundzahl des Multiversums drei? Gab es darum drei ultimate Fragen? Wenn du weiterhin solche abstrakten Überlegungen anstellst, mein Junge, dann wird dich die STADT abweisen. Nimm's leicht, nimm's, wie's ist.

Alaska blieb Hiris auf den Fersen. Er wollte ihn im Auge behalten, um eventuell seinen Weg auf eine andere Existenzebene nachvollziehen zu können.

Kytoma!

Er wollte sie wenigstens einmal wiedersehen, um mit ihr über so vieles zu sprechen, was ihn bewegte und vielleicht auch sie.

Er schreckte aus seinen Gedanken, als er plötzlich sah, wie Hiris in eine der geometrischen Flächen geriet. Er wurde davon regelrecht gefangengenommen, verlor seine Körperlichkeit, wurde zweidimensional wie ein Pappkamerad. Und dann kippte der zweidimensionale Hiris nach vorne, wurde von einer anderen Spiegelfläche eingefangen, kippte noch einmal und wieder ...

Alaska sah ihn, den Zweidimensionalen, sich wie radschlagend immer weiter entfernen, ohne daß er dabei seine Größe durch die Entfernung verringerte. Das mochte daran liegen, daß er sich, auf das Standarduniversum bezogen, räumlich nicht entfernte. Er wechselte nur die Dimensionen, ohne den multiversalen Bezugspunkt zu verlassen, ohne örtlich versetzt zu werden. Was Alaska von ihm sah, war jedoch nur noch ein unendlich reflektiertes Spiegelbild. Hiris mochte bereits eine Millionen Parallelwelten durcheinander haben, und Alaska sah nur eines von einer Million Spiegelbildern...

Er schaltete ab. Mit dieser Geisteshaltung würde ihn die STADT nie akzeptieren. Er wollte dieses Phänomen auch nicht ergründen, er wollte keine

Antworten haben, er wollte nur eine Sehnsucht stillen.

Kytoma!

Konnte er sie in irgendeiner der Parallelwelten finden!

Er trat auf die trapezartige Fläche zu. Er merkte gar nichts von einem Kontakt. Kein Schwindel erfaßte ihn. Er hatte nicht das Gefühl, auf den Kopf gestellt, herumgedreht und umgestülpt zu werden.

Eigentlich passierte gar nichts.

Und doch erlebte er mehr als in seinem bisherigen Leben, und die Erfahrungen, die er machte, die hätte er anders nicht in mehreren Leben machen können.

Aber alle diese Erfahrungen mündeten in die eine Erkenntnis, daß man sich manches besser in der Erinnerung bewahrte, so wie es gewesen war oder wie es gewesen zu sein schien, und nicht nach Wiederaufbereitung streben sollte.

4.

Er vermochte später nicht zu sagen, wie viele Parallelwelten er durchheilt hatte, obwohl er den Vorgang bewußt miterlebte. Unzählige Eindrücke stürmten auf ihn ein, alle jedoch nur für die Dauer von Nanosekunden - oder noch kürzer, was spielte das für eine Rolle?

Vermutlich durchheilte er die unzähligen Existenzebenen sogar in Null-Zeit, bis er zurück zur richtigen kam.

Die STADT entließ ihn durch den See, wie Hiris es prophezeite. Er verließ das Gewässer zum Gezeitenwechsel. Ruvo ging gerade auf. Für einen kurzen Augenblick unterlag der See der einsetzenden Flut. Aber dann war der See wieder spiegelglatt.

Er wandte sich ab. Als er das pfeifende Rufen eines Liavers hinter sich hörte, beschleunigte er den Schritt.

Er wollte weg von hier, nichts wie weg!

Er hatte genug von den Traumwelten, die ihm das Vermächtnis der Querionen angeboten hatte. Er kehrte dem See den Rücken und wollte nie mehr wieder eine STADT betreten. Das war etwas für die Liaver, die unfähig waren, selbst zu leben.

Der Terraner konnte auf Scheinwelten verzichten.

Rings um ihn erwachte die Natur aus ihrem nächtlichen Kälteschlaf, und ehe er es sich versah, war er in hochaufragende Pflanzenmauern eingeschlossen. Er machte sich keine Gedanken darüber, wie viele faunistische Elemente die "Pflanzenmauer" enthielt.

Hinter ihm wurde das aufgeregte Pfeifen lauter. Der Liaver holte auf. Der Terraner mochte sich aber noch immer nicht des Gravo-Paks bedienen, zu deutlich hätte er dann seinen Weggang als Flucht zu erkennen gegeben.

Er funkte an die TALSAMON den Befehl zur Startbereitschaft.

"TALSAMON startbereit."

Weiter, weiter.

Du rennst mein Freund. Vor wem läufst du davon? Vor einem harmlosen Liaver? Natürlich nicht. Nicht vor einem Liaver! Keiner deiner neugewonnenen

Freunde würde dich zurückhalten...

Alaska! Alaska! bedeuteten die Pfeiflaute in seinem Rücken.

Ich laufe nicht vor etwas weg, ich laufe auf etwas zu!

Hoffen und Bangen erfüllte ihn.

Und auf einmal vernahm er das Pfeifen vor sich. Das Unterholz teilte sich - und der Fischkopf eines Liavers starrte ihn an.

“Geh mir aus dem Weg. Hau ab, habe ich gesagt.”

“Ich bin es, Hiris. Wir haben zusammen gelebt...”

Wie sollte er dem lästigen Liaver deutlich machen, daß dies ein Abschied für immer war. Er wollte nicht deren Scheinleben führen. Nicht jeden Tag die Identität und die Existenzebene wechseln.

Er hatte ein eigenes Leben vor sich, selbst wenn es nicht so ausgefüllt war, wie er es sich wünschte.

Er ließ Hiris nach einer Weile stehen und begab sich endgültig zur TALSAMON. Aber irgend etwas stimmte nicht. Das Schiff war okay. Zumindest fiel ihm daran nichts Außergewöhnliches auf. Doch der Landeplatz ...war gerodet. Die TALSAMON stand auf einer großen Lichtung, auf einer blühenden Wiese. Und über die Wiese eilte ein Mädchen in einem einfachen weißen Kleid und bückte sich gelegentlich nach einer Blume, um sie zu pflücken. Und dann sah sie ihn.

“Alaska!”

“Kytoma!”

Als sie Hand in Hand die TALSAMON besteigen wollten, tauchte auf einmal wieder Hiris auf.

“Willst du mit uns kommen?” fragte Alaska Saedelaere.

Der Liaver wollte.

Zu dritt verließen sie den Mond Liav und das Sonnensystem Sgill und brachen zu einer Entdeckungsreise durch das Universum auf.

Was für ein wunderbares Universum.

Aber es war nicht seines.

Alaska entdeckte dies bald an gewissen Kleinigkeiten, wie der, daß die Mächtigkeitsballung ESTARTU nicht verwaist war und es nie einen Kriegerkult gegeben hatte und keinen Permanenten Konflikt, und die Philosophie des Dritten Weges sorgte für die innere Stabilität dieser Mächtigkeitsballung und für eine Stärkung der Ordnungsmächte gegen die Chaotarchen.

Alaska erkannte, daß er in einer Parallelwelt war, die seiner sehr ähnlich war, insgesamt jedoch geordneter und überhaupt besser, denn auf dieser Existenzebene stand ihm Kytoma zur Seite.

Es dauerte Jahrhunderte des Glücks, bis Alaska sich entschloß, dieser Realität zu entfliehen und in seine eigene Welt zurückzukehren, falls ihm dies möglich war. Und darum gab er Hiris' Drängen nach und kehrte ins Sgill-System und nach Liav zurück und suchte mit Kytoma und dem Liaver die STADT auf ...

Das mußt du vergessen, mein Freund. Nicht mehr daran denken. Bewahre dir Kytoma so, wie sie in deiner Erinnerung ist.

Alaska hatte den Eindruck, dies alles schon einmal erlebt zu haben: daß er den See verließ, Hiris ihm, dem Flüchtenden, folgte und ihn stellte. Und er hatte es auch schon einmal erlebt, nur auf einer anderen Existenzebene. Vor einigen hundert Jahren der anderen Zeitrechnung. Vor rund sechzehn Tagen Standard-Zeit.

“Hiris”, sagte er. “Auch ich hatte ein überwältigendes Erlebnis. Aber ich möchte nicht darüber reden. Darum bin ich vor dir geflohen.”

“Aber man lebt doch, um im Traum über die Erlebnisse erzählen zu können”, sagte Hiris. “Und im letzten Leben, aus dem ich gerade geschieden bin, war ich mit dir zusammen ...”

“Halt's Maul!” herrschte Alaska den Liaver an. Er wollte nicht an dieses Erlebnis erinnert werden. Er mochte nichts davon wissen, daß er angeblich Hunderte von Jahren mit Kytoma zusammengelebt hatte. Das sollte für ihn ein schöner Traum bleiben, den er hoffentlich bald vergaß, denn er wollte sich Kytoma in Erinnerung bewahren, wie sie wirklich - wie sie in diesem Standard-Universum war.

“Entschuldige, Hiris”, sagte der Terraner dann. “Es war nicht persönlich gemeint. Ich möchte nur, daß du über unser gemeinsames Erleben schweigst.”

“Warum?”

Es war schlimm, wenn ein Liaver solche Fragen zu stellen begann, und erst jetzt wurde Alaska bewußt, wie schlimm es für die Liaver gewesen sein mußte, als er sie mit Fragen löcherte.

“Dies ist das wahre Leben, Hiris”, wollte Alaska sagen, aber er tat es nicht laut, sondern nur in Gedanken. “Es ist kein Traum, daß ihr auf Liav lebt. Dies ist kein Traumland, kein Totenreich, kein Paradies oder Fegefeuer oder wie man es auch immer nennen will, von dem aus ihr eure Reisen ins Leben startet. Dies ist das eigentliche Leben. Die tausend Leben, die ihr so nebenbei und innerhalb einiger Stunden durchlebt, die sind Illusion... meinewegen sind sie auch keine Illusion, sondern Ausflüge in andere Realitäten. Aber ihr gehört in die Realität dieses Universums. Begreift das doch endlich.”

Alaska sprach es nicht aus. Er fürchtete, daß Hiris gar nicht begreifen würde, was er meinte, und selbst wenn er begriff, so würde er Alaska nicht recht geben und gar nicht wahrhaben wollen, daß es so und nicht umgekehrt sein sollte. Und wenn Hiris begriff und Alaskas Worte für wahr hielt, dann würde er um einiges ärmer sein... Nein, Alaska wollte ihm diesen Schatz, die Erfahrung von Hunderten und Tausenden von Leben nicht nehmen.

Was er sagte, das galt eigentlich nur für ihn selbst.

Er brauchte keine Parallelwelten als Ersatz und Ausgleich für die Mühen dieses einen Lebens.

Und wer wußte schon, ob Hiris nicht Argumente besaß, ihn davon zu überzeugen, daß der Aufenthalt im Standard-Universum nicht nur ein Zwischenstopp, ein kurzes Atemholen fürs nächste wahre Leben war. Und das wiederum hätte Alaska nicht verkraften können.

Wenn er in einer Illusion lebte, dann würde er sich diese Illusion nicht rauben

lassen wollen.

“Bewahre dir deine Erinnerung, Hiris, wie ich mir die meine bewahre.”

“Ich werde mich immer gerne an die Jahrhunderte des gemeinsamen Lebens erinnern”, pfiff Hiris zum Abschied.

Und ich werde das Leben im Paralleluniversum vergessen, nahm sich Alaska vor. Er bewahrte sich lieber eine andere Erinnerung an Kytoma und Testare... und vielleicht würde er sie eines Tages im Standard-Universum treffen.

Eine bange Frage quälte ihn: War er denn wirklich in seine angestammte Welt zurückgekehrt? Aber nur solange, bis er nach Sabhal kam und feststellte, daß alles so war wie bei seinem letzten Hiersein.

Er war ja nur fünf Wochen weggewesen.

Als erstes löschte er die Koordinaten des Sgill-Systems aus seiner KARTE.

Horst Hoffmann

So viele Sterne am Himmel, und irgendwo dort oben du

Jedermann kennt die Namen jener Männer und Frauen, die als Mitglieder des Mutantenkorps Perry Rhodan beim Aufbau der Dritten Macht und des Solaren Imperiums maßgeblich unterstützten. Sie alle verfügten über paranormale Begabungen, die sie zum Großteil der beim Atombombenabwurf auf Japan freigewordenen Strahlung “verdankten”, die das Erbgut ihrer Eltern veränderte.

Es ist allerdings wenig wahrscheinlich, daß es nur bei diesem festumrissenen Personenkreis zur Herausbildung dieser Fähigkeiten kam. Die uns bekannten “Mutanten” sind halt jene, die den Weg zu Perry Rhodan fanden und sich ihm aus freien Stücken anschlossen — vielleicht auch deshalb, weil sie lernten, ihre Andersartigkeit zu akzeptieren und damit umzugehen.

Daß es auch andere Fälle gab, mag die Geschichte der jungen Sandy Thorn belegen. Sie besaß nicht die Kraft, das anzuerkennen, was sie in sich aufkeimen spürte.

Dazu bedurfte es erst eines anderen Geistes, doch der war weit entfernt - zu weit für eine normale Sterbliche...

14. Dezember 1980

“Zu deinem 17. Geburtstag alle guten Wünsche und die ganze Kraft, die du brauchen wirst, Sandy, wenn Du Deinen eigenen Weg gehen willst. Es wird hart werden. Wir wissen es beide. Du bist etwas Besonderes, anders als die anderen. Du solltest endlich versuchen, dies positiv zu sehen, sonst gehst Du daran zugrunde.

Doch bevor es soweit kommt, denke daran, Du hast einen Freund. Er wartet nur auf ein Zeichen von Dir.”

Das Mädchen hatte Mühe, die Zeilen zu lesen, so sehr zitterten ihre Hände. Sie fror, obwohl die Zimmerheizung voll aufgedreht war. Heftig atmend, wischte sie

sich die schwarzen Haare aus der Stirn.

“Wer bist du?” hörte sie sich flüstern, die Kehle wie zugeschnürt. Jedes Wort bedeutete eine qualvolle Anstrengung, und als sie von der Liege aufsprang, wurde es ihr für einige Sekunden schwarz vor den Augen.

“Ich habe keine Freunde!” schrie sie; “Das ist nichts als ein verdamter Bluff! Niemand kann wissen, was ich...!”

Ihre Beine gaben nach. Sie sank auf der Matratze zusammen, von Weinkrämpfen geschüttelt. Die Eiseskälte kroch ihr das Rückgrat hinauf, drohte das Gehirn zu paralysieren. Ihre linke Hand zerknüllte das Papier, den makabren Geburtstagsgruß ohne Absender. Ein Computerausdruck. Nicht einmal eine Handschrift, die ihr vielleicht einen Hinweis gegeben hätte.

Die andere Hand tastete auf dem Boden umher, bis sie das Röhrchen mit den Tabletten gefunden hatte. Schnell, zittrig, der Griff nach der Drogie; hastig die Bewegung zum Mund, der viel zu trocken war.

Die Flasche!

Sie wollte sie nicht anrühren, nicht heute, nicht an diesem Tag. Doch er bedeutete ihr nichts mehr. Er war nur noch das Symbol für ein Jahr weniger auf der Strecke ihrer Qualen, auf dem Weg, von dem sie nicht wußte, wohin er sie noch führen sollte — soweit es überhaupt noch ein Ziel für sie gab.

Der Wein schmeckte bitter, als die Tablette mit dem ersten Schluck rutschte. Vor Kälte bebend, rollte das Mädchen sich auf der Liege zusammen und wartete auf die Wirkung des Gemischs. Ewigkeiten schienen zu vergehen, bis sie endlich einzutreten begann - Ewigkeiten angefüllt mit Gedanken und Bildern, die auf sie einströmten wie Funken in einem Feuersturm.

Wehrlos wie ein Blatt im Wind, den keine Mauern aufhalten konnten...

Irgendwann spürte sie die Wärme. Sie trank. Irgendwann stand sie auf und ging ins Bad. Sie schwankte. Irgendwann war sie in der Lage, in den Spiegel zu schauen, über dem ein Foto hing.

Sie starrte kurz darauf, dann auf das Bild, das ihr aus dem Spiegel entgegenblickte.

Sie sah das Gesicht einer jungen Frau. Sie konnte sich daran erinnern, daß es einmal hübsch gewesen war, sehr hübsch mit großen, blauen Augen, einer schmalen Nase und vollen, fast sinnlichen Lippen. Lange braune Haare, die ihre Züge in verspielt herabfallenden Locken umrahmten. Ein schmaler Hals und...

Und nun: schweißglänzend, die Haare wirr und strähnig verklebt. Die Augen waren stumpf, die Mundwinkel bitter herabgezogen, die Wangen aufgequollen.

Sie wandte sich angeekelt von ihrem Ebenbild ab und starrte wieder auf das Foto über dem Spiegel.

“Dennis”, flüsterte sie, wie um Vergebung bittend.

Dann zuckte ihr Arm nach oben, und ihre Hand riß die Fotografie mit einem einzigen Ruck ab.

Sie waren mehr als nur Freunde gewesen. Sie hatten sogar schon ihre Zukunft geplant gehabt. Sie hatten zusammen herrliche Tage erlebt. Wochen, Monate.

Aber das war gewesen, bevor das mit ihr passiert war.

Bevor sie zum erstenmal in Dennis Augen gesehen und darin mehr erblickt hatte als den sanften, liebevollen Spott, wenn er ihr sagte:

“Sandy, du bist einzigartig. Für mich bist die besonderste Frau auf der ganzen Welt, anders als die Mädchen, die ich bisher kannte.”

Anders!

Er hatte recht gehabt, auch wenn er nicht wußte, wovon er sprach.

Denn an diesem Tag hatte sie seine Gedanken gelesen.

Den Qualen folgte, wie fast immer, nach einer gewissen Weile die Euphorie - jene entsetzlichen Stunden, die sie zum einsamsten Menschen der Welt machten. Die alten Freunde besuchten sie schon seit langem nicht mehr. Sie hatte sie abgewiesen, als sie ihr Hilfe anboten. Niemand sollte wissen, was mit ihr geschah. Denn davor hatte sie die größte Angst.

Es war die Angst, vereinnahmt zu werden. Die Angst vor Männern in weißen Kitteln oder in Uniformen, und die ihr Fragen stellten, ihr Gehirn ausquetschten, sie weiterreichten an andere, sie zu einem Gegenstand machten.

So wie diese anderen, von denen sie vage gehört hatte, und für die sie nichts als abgrundtiefe Verachtung übrig hatte — falls es sie wirklich gab.

Sandy Thorn wußte das nicht genau. Sie mißtraute allen und allem. Es konnten falsche Meldungen sein, mit denen man sie aus der Reserve locken wollte.

Sandy stand auf dem Balkon ihrer verwahrlosten Wohnung irgendwo in den Außenbezirken von London, im elften Stock eines heruntergekommenen Mietshauses. Die nun ruhigen Hände auf das Geländer gestützt, atmete sie tief durch. Die frische Luft tat ihr gut. Der Himmel war klar. Die Positionslichter eines Flugzeuges zogen wie eine Sternschnuppe hoch über ihr dahin.

Für einen Moment dachte sie, es könnte ein Raumschiff sein. Sie spürte sofort wieder das Frösteln.

So vieles geschah in diesen Tagen, das sie nicht verstand. Die ganze Welt schien in Aufruhr zu sein. Das Jahrzehntealte Machtgefüge auf der Erde war innerhalb kürzester Zeit zerschlagen worden. Statt der bisher Mächtigen in Ost und West bestimmten nun ein Mann namens Rhodan und seine Verbündeten das Weltgeschehen.

Sandy hatte sich nie sehr für Politik interessiert. Ihre Welt waren die Diskotheken und Pubs gewesen, die wilden Abende und Nächte mit ihrer Clique, in der sie sich einmal so sehr zu Hause gefühlt hatte, bevor...

Sie nahm einen weiteren Schluck. Daß sie am nächsten Morgen mit einem gehörigen Kater aufwachen würde, spielte für sie jetzt keine Rolle. Ihre Stelle auf der Bank hatte sie schon vor Monaten verloren. Es gab niemanden, der sie wecken würde, keinen Menschen, dem sie etwas schuldig war. Sie war allein. Ihre Eltern lebten nicht mehr. Zuerst war ihr Vater gestorben, den sie über alles geliebt hatte, kurz darauf ihre Mutter.

Strahlenkrankheit, hatten die Ärzte ihr damals gesagt. Die offizielle Diagnose war Krebs gewesen. Beide hatten sich in Japan aufgehalten, als 1945 die Bomben fielen. Zu weit entfernt von Hiroshima, um sofort tot zu sein oder in den ersten Jahren danach Opfer der mitbekommenen Dosis zu werden, aber

nicht weit genug, um dem Fallout zu entgehen.

Sandy hatte die halbe Welt kennengelernt, als sie mit ihren Eltern von einem Land zum anderen zog. Ein Jahr hier, ein Jahr dort. Ihr Vater, der weltgewandte Diplomat, ihre Mutter, die große Dame, als die sie sich immer so gerne gesehen hatte, bis das langsame Dahinsiechen begann.

Entschuldige, Mama, dachte Sandy. Aber ihr habt mich alleine zurückgelassen, euren verlogenen Freunden anvertraut, die mich mit ihrer scheinheiligen Fürsorge in einen goldenen Käfig sperren wollten!

Sie hatte sich von allen gelöst — und später von den Freunden, die ihr wie zu einer neuen Familie geworden waren.

Nur Dennis hatte sie länger neben sich geduldet. Sie hatte ihn geliebt, und er sie. Verzeih mir, Dennis!

Ein weiteres Licht zog über den Himmel, schneller als vorhin. Es jagte über das nächtliche Firmament und verschwand, kaum daß es aufgeblitzt war.

Sandy blieb auf dem Balkon, bis es kalt wurde. Zurück im Zimmer, starrten die Wände sie an. Das Radio brachte monotone Musik, der Moderator der Nachtsendung versuchte kramphaft, seine Hörer mit seichten Witzchen und langweiligen Anekdoten bis zum Aufstehen zu unterhalten.

Sandy wollte nichts mehr hören. Sie stand auf, um das Gerät auszuschalten, als die stündlichen Nachrichten eingebendet wurden: "...hat der Administrator Perry Rhodan die Erde abermals verlassen. Noch von offizieller Seite unbestätigte Informationen besagen, daß jenseits der Grenzen unseres Sonnensystems galaktische Mächte neue Aktionen planen, die möglicherweise auch die Erde betreffen könnten. Eine Stellungnahme des Sicherheitschefs Allan D. Mercant steht noch aus. Wir werden Sie jedoch auf dem laufenden halten, sobald..."

Sandy schaltete ab.

Sie ballte die Fäuste.

Unbestätigte Informationen!

Unbestätigt! Und was war mit diesen Menschen, die sie alle nur "die Mutanten" nannten? Rhodans angeblicher Geheimtruppe, Leute, die über übersinnliche Fähigkeiten verfügen sollten? Die ihre Gaben in den Dienst der Militärs stellten? Sandy ließ sich auf ihre Liege fallen und starrte die Decke an.

Rhodan! dachte sie. Er hat den Atomkrieg auf der Erde verhindert, aber was fordert er jetzt dort draußen im Weltraum heraus? Wer sind diese "galaktischen Mächte"?

Sandy trank, um ihre Sinne zu betäuben, die ihr keine Ruhe geben wollten. Doch auch das rettete sie nicht vor den Gedanken, die sie plötzlich wieder wie ein Orkan überfielen. Die der Nachbarn, der Menschen, die sich stritten oder Pläne schmiedeten, wie sie andere am besten aufs Kreuz legen konnten. Wie sie ihre Erfolge zu realisieren gedachten oder - noch viel schlimmer - wie sie unter ihren Alltagsproblemen litten. Sandy erlebte mit, wie Menschen schlaflos und von Wachträumen geschüttelt die Nacht überstanden. Sie versuchte, alle diese hundertfachen Eindrücke abzublocken, aber das gelang ihr erst wieder, als sie

diese Berührung spürte, die sie fürchtete wie die Pest.

Sandy, wisperre es in ihr, sperre dich nicht weiter gegen dich selbst! Ich bin dein Freund! Ich will dir nur helfen — nichts anderes!

“Nein?” schrie das Mädchen. “Laß mich in Ruhe!”

Sie verfiel in eine geistige Starre, und es war ihr gleichgültig, ob sie jemals wieder daraus erwachte. Nichts sehen, nichts hören, nichts denken!

Sie spürte den Schlaf nicht mehr, der sie erlöste — für diese Nacht, eine von tausend ...

Wirr, in grellen Farben bunt durcheinanderwirbelnde Träume. Sandy sah sich, wie schon in so vielen ähnlichen Träumen zuvor, hinter ihrem Schreibtisch in der Bank sitzen und Kunden bedienen. Alte Menschen, junge Menschen, Frauen, Männer, ganze Familien. Junge Ehepaare, die nach der günstigsten Finanzierungsmöglichkeit für ihr ersehntes Eigenheim fragten. Ältere Leute, die ihr Geld noch gut anlegen wollten. Sandy beriet sie.

Dutzende von Gesichtern Tag für Tag. Dutzende Fragen, Dutzende Antworten. Die Gesichter starnten sie an, Münder öffneten und schlossen sich, Augen flehten um Rat, schienen sie durchbohren zu wollen. Sandy ertrug es, Tag für Tag und Woche für Woche. Doch dabei sah sie sich nun wie eine Puppe aus Plastik, die man auf hunderterlei Standardantworten programmiert hatte.

Dann kam der Schnitt. Mit dem Feierabend wirbelten neue Bilder in das triste Leben. Die Nächte mit Dennis, die langen gemeinsamen Spaziergänge an den Ufern der Themse, in den Vororten, weit draußen auf dem Land, wo die Welt noch grün war und lebte. Dennis, immer wieder Dennis.

Sie schmiedeten Pläne. Sie lachten, ihnen gehörte die Welt. Und dann wieder, immer und immer wieder dieses Bild, dieser eine Tag, der ihr Leben veränderte und die Träume zerstörte.

Sandy sah Dennis' Augen, als ob sie sich aufblähten, um sie zu verschlingen. Sie tauchte darin ein, sie glitt mitten hinein in Dennis Kopf und sah seine Gedanken vor sich. Sie las in ihnen wie in einem Buch.

Es kam unvorbereitet, schlagartig, viel zu schnell.

Und selbst, wenn sie darauf gefaßt gewesen wäre...

Der Traum gab ihr darauf keine Antwort. Und es war nichts in Dennis' Denken, das sie hätte abschrecken müssen. Der Schock war ein anderer und saß viel tiefer.

Sandy sah sich davonrennen, wie in einer Zeitlupenaufnahme, den Mund zu einem Schrei des Entsetzens aufgerissen. Dennis versuchte, sie einzuholen. Er hatte keine Chance, in keiner Beziehung. Niemand vermochte sie mehr einzuholen, kein Mensch. Denn sie war anders als die Menschen. Es wurde ihr klar, als sie nach diesem Erlebnis zu Dennis zurückwollte. Auf dem Weg, in der U-Bahn, überfielen sie wie eine Woge die Gedanken der anderen Fahrgäste.

Die Hände gegen die Schläfen gepreßt, lag sie zitternd über ihrem Sitz, bis die Bahn endlich anhielt und sie hinauslaufen konnte, nur weg von den Leuten, deren Blicke sie zu durchbohren schienen.

Doch es gab kein Entrinnen mehr. In immer kürzeren Zeitabständen überfielen

sie anfallartig die Gedanken von Menschen, die sie niemals gekannt hatte. Keine Mauern schützten sie davor. Es gab keinen Ort auf der Erde, an den sie hätte fliehen können.

Sandy meldete sich krank. Aus einem Tag wurden mehrere, aus Tagen Wochen. Noch einmal fand sie die Kraft, in die Bank zu gehen, doch sie saß wie eine gläserne Puppe vor Kunden, die wie gläserne Puppen vor ihr erschienen und redeten, redeten, redeten — und dachten!

Dann folgten die Wochen des Sichgehenlassens. Die Traumfarben verblaßten. Sandy sah nur noch trübe Nebelschleier, und die Nebel strahlten eine Wärme aus, in die sie sich zu verkriechen versuchte. Sie schützten sie, schlossen sie ab von der Welt ringsum, manchmal auch von den Gedanken, die sie quälten. Doch sie waren zu dünn. Sandy konnte sie dichter machen, indem sie trank und Tabletten schluckte, aber ganz abschließen konnte sie sich nicht. Sie zog sich völlig von der Außenwelt zurück und wagte sich nur noch aus ihrer Wohnung, wenn sie die dringendsten Einkäufe und Erledigungen zu machen hatte.

Sich völlig abzuschotten, sich ganz zu verschließen, das lernte sie erst in dem Augenblick, als sie zum erstenmal die telepathische Stimme des anderen hörte. Sie wußte sofort, daß es keiner der Normalmenschen war, der da versuchte, mit ihr Kontakt aufzunehmen. Er sprach sie direkt an, ohne daß sie ein Bild von ihm gewinnen konnte. Er war fern, das spürte sie. Aber er hatte sie ausgespäht und redete zu ihr, eindringlich und sanft. Es war trotzdem ein Überfall, ein Schock, wie sie ihn nur an jenem Tag mit Dennis hatte erleben müssen.

“Hallo, Sandy! Bitte erschrecke nicht! Hier ist ein Freund, der dir helfen möchte ...”

So oder so ähnlich hatte die Botschaft gelautet. Sandy wußte es nicht mehr. Sie wußte nur, daß sie in diesem Moment fast gestorben wäre — und aus einer spontanen Abwehrreaktion heraus etwas schaffte, was sie bisher vergeblich versucht hatte. Sie blockte sich ab, machte sich taub, fiel in eine psionische Ohnmacht. Aber dies erforderte, das merkte sie schnell, viel Kraft — mehr als sie auf Dauer aufzubringen in der Lage war. Sie schaffte es immer nur für wenige Minuten. Dann kamen die Gedanken wieder. Und alles dies spulte sich in ihren verworrenen Alpträumen ab, fast jede Nacht. Wenn sie erwachte, war es für sie, als sei dies der Abriß ihres ganzen jungen Lebens.

Eine Zeitlang konnte sie sich einreden, daß dies Unsinn war, daß sie viel zu jung war, um sich selbst aufzugeben. Doch auch das änderte sich, als jedes neue Erwachen den Beginn eines neuen, quälenden Tages bedeutete, weil sie das, was in ihr erwacht war, nicht einfach abschalten konnte.

Sandys Träume endeten immer häufiger damit, daß sie auf dem Balkon ihrer Wohnung stand und sich langsam, ganz langsam über das Geländer hinabgleiten ließ - leicht wie ein Engel, wendig wie ein Vogel und frei wie der Wind.

Frei!

30. Dezember 1980
Frei wie der Wind...

Sandy hielt das Balkongeländer mit beiden Händen fest umklammert. Es war außergewöhnlich kalt. Ihre Finger klebten an dem Metall der Stange.

Ihr Blick war weit in die Ferne gerichtet, ging durch die Lichter der Fenster hindurch, hinter denen die normalen Menschen lebten und ihren Freuden, Hobbys und Alltagssorgen nachhingen. Sie vermischten sich mit den Lichtern der Sterne am funkelnden Himmel der Winternacht.

Die Balkontür stand weit offen. Aus dem Zimmer hörte sie wie aus unendlich weiter Ferne die Gitarrenklänge einer sentimental Melodie. Eric Clapton sang: "You are wonderful tonight."

Sandy hatte sich geschmückt. Zum erstenmal seit langem hatte sie Schminke aufgetragen und ein Kleid angezogen - schneeweiss und bis zu den Knöcheln reichend. Sie holte tief Luft und schloß die Augen.

Ihr Abschied von dieser Welt sollte wenigstens einen Hauch von Würde haben. Elf Stockwerke, dachte sie, und dann die Erlösung. Diesen Sturz konnte sie nicht überleben, um ihr weiteres Dasein als Krüppel zu fristen.

Noch einmal öffnete sie ihre Augen und sah zu den Sternen auf. Diesmal zog kein Licht über den Horizont, kein Fluglärm war zu hören. Es war still, nur Claptons Gitarre drang an ihr Ohr wie ein Klang aus einer anderen Welt.

Zehn... begann sie zu zählen. Sie hatte an diesem Abend ihren Frieden mit sich und der Welt gemacht. Was gab es denen zu verzeihen, deren Gedanken sie quälten und zur Selbstaufgabe trieben? Es war nicht ihre Schuld.

Neun...

Sandy spürte etwas. Vollgepumpt mit Drogen, berührte es sie nicht mehr. Sie lachte dem Untergang entgegen. Doch dann...

Acht...

Es war nicht wie die anderen Eindrücke, wie die ungezählten Torturen. Eine Täuschung. Eine Reaktion ihrer verteufelten Sinne. Sicher, so mußte es sein. Etwas in ihr lehnte sich anscheinend doch noch gegen den gefaßten Entschluß auf.

Sieben...

Es fiel ihr plötzlich schwerer, den Todescountdown weiterzuzählen.

Sechs!

Es war eine impulsive, fast panikartige Reaktion. Nichts durfte sie aufhalten, ihr Entschluß war gefaßt. Ende mit Schrecken, vielleicht. Besser als ein Schrecken ohne Ende.

Doch das, was sie im tiefsten Innern spürte, blieb. Es kam aus weiter Ferne. Zuerst dachte Sandy, daß der Unbekannte sich wieder melden wollte, ihr angeblicher Freund.

"Willst du zusehen, wie ich mein Problem löse, ja?" rief sie in die Nacht. "Na los, warum antwortest du nicht? Warum beschwörst du mich nicht, am Leben zu bleiben!"

Sie erhielt keine Antwort, obwohl sie sich nicht sperrte. Und plötzlich wußte sie, daß das, was da, Kontakt mit ihr suchte, weiter von ihr entfernt war als jeder Punkt dieser Welt.

Weiter als jeder Ort auf der Erde...

Sie spürte es wie eine eiskalte Dusche, auf eine Art und Weise, für die es keine Erklärung gab.

Fünf...

Sie zählte zögernder.

Sie sah zum Himmel auf.

Ein Stern schien heller zu flimmern als die vielen tausend anderen.

Etwas schien von dort aus zu fragen: "Hörst du mich?" Sanft, scheu - so als ob dieses fremde Bewußtsein Angst davor hatte, sie zu verletzten.

Claptons Gitarre verklang leise. Das Radio brachte neue Nachrichten. Sandy nahm sie nicht wahr.

"Hörst du mich?"

Sandy war stark genug berauscht, um freiwillig in den Tod zu gehen. Aber das, was da in ihrem Kopf entstand, war kein Produkt irgendeiner Droge. Sie spürte plötzlich so etwas wie Wärme in sich, seit Monaten hatte sie nicht mehr so gefühlt. Ohne daß sie wußte, was sie tat, dachte sie so konzentriert, wie es ihr in ihrem Zustand möglich war:

"Ja! Ja, ich höre dich!"

Bildete sie es sich nur ein, gaukelten es ihr die berauschten Sinne vor, oder signalisierte ihr das Flackern dieses bestimmten Sterns eine Bestätigung?

Kurz dachte Sandy daran, weshalb sie hier stand.

Dann kam die Antwort von irgendwo dort draußen, vor dem schlierigen Hintergrund der Milchstraße. Sie war nicht in übersetzbare Worte gefaßt. Sie war die bloße Übertragung eines Gefühls, und dieses Gefühl war pure Sehnsucht nach einem anderen Wesen, nach einem Geschöpf, das die gleiche Einsamkeit empfand wie jenes, das sie über Lichtjahre hinweg ausstrahlte.

Sandy sprang an diesem Abend nicht von ihrem Balkon, sie bereitete ihrem Leben kein Ende. Sie stand für Stunden unbewegt da und fühlte sich der Welt, die sie kannte und die sie nicht mehr zu ertragen vermocht hatte, entrückt. Sie fühlte sich aufgehen in einem anderen Sein, das über Unendlichkeiten hinweg ein Wesen gesucht hatte, um mit ihm all die Wärme und Liebe zu teilen, die es zu geben hatte.

Und vor allem: dieses Wesen wollte nichts von ihr! Nichts außer Zusammensein...

Sandy war vollkommen verwirrt, als sie ins Zimmer zurücktrat und sich auf die Liege fallen ließ — erschöpft, wie ausgebrannt, aber tief in ihrem Innern berührt und aufgerüttelt.

An diesem Abend nahm sie keine Tabletten mehr und griff nicht mehr zur Flasche. An diesem Abend schlief sie noch schwerer ein als sonst, doch aus einem anderen Grund.

Sie fieberte dem neuen Tag entgegen. So sehr sie sich einredete, etwas Unwirkliches erlebt oder geträumt zu haben, vielleicht im Drogendelirium - sie wollte nicht daran glauben. Sie konnte es nicht.

Vier Jahre später: 8. August 1984

Sandy blickte nervös auf die Armbanduhr. Die Minuten schienen zu kriechen. Sie trank ihre vierte Tasse Kaffee und bemühte sich, die Blicke der Raumfahrer in der Wartehalle des Raumhafens zu ignorieren und das Getuschel an den Nachbartischen zu überhören. Natürlich wußte sie, was die Männer sich zuflüsterten - manchmal gewollt laut. "Und die Mieze hat sich bestimmt nicht verirrt?" "Sie will mit auf die CEPHYR, klar, Mann." "Denkt sie vielleicht, wir gehen auf eine Kreuzfahrt?" "Nein, sie weiß schon, daß eine Kolonie gegründet werden soll, Tom." Lautes Lachen, Augenzwinkern. "Und das geht nicht ohne Frauen, ihr versteht?"

Nichts verstanden sie, aber das interessierte Sandy herzlich wenig. Es tat ihr nicht weh, nicht mehr. Es war ihr so gleichgültig wie nur irgend etwas auf der Welt — auf dieser Welt.

"Frauen an Bord bringen Unglück. Die Weltraumfahrt ist etwas für Männer, und die Eroberung eines neuen Planeten schon gar..."

"Wer, zum Teufel, hat sie uns aufgehalst? Bei wem hat sie einen Stein im Brett, daß er ihr die Genehmigung verschaffte?"

Die Gedanken der Männer, in der Hauptsache Soldaten, sagten noch mehr und noch Deutlicheres. Auch das machte ihr nichts mehr aus. Sie kontrollierte ihre Begabung und war sich dieser Stärke bewußt.

Der Geburtstagsgruß von vor vier Jahren fiel ihr kurz ein: Du solltest endlich versuchen, dies positiv zu sehen...

Sie hatte es geschafft. Ohne ihre tausendmal verfluchte Gabe wäre es nie zu der Berührung gekommen, wegen der sie nun hier auf den Start wartete.

Sie lächelte, was ein paar Raumfahrer ganz offensichtlich falsch verstanden. Nur einer blieb todernst. Er war Sandy schon vorhin aufgefallen, beim Passieren der Kontrollen. Der Mann hieß Montez und war ein halber Hüne, fast zwei Meter groß, kahlköpfig, abweisend. Die Augen unter den schwarzen Brauen schienen alles genau zu registrieren, was hier irgend jemand tat oder sagte. Da waren ihr selbst die größten Grobiane lieber.

Die neuen Helden des Weltraums — die neuen harten Männer. Die neue Epoche hatte diese Typen hervorgebracht, es war wie ein Rückfall in vergangene Zeiten. Welten zu erobern, war Männerache, auch wenn es "nur" um einen unbewohnten Planeten ging, der zur Kolonisierung freistand — was wiederum bedeutete, daß dieser Planet von einem Kommando längst erkundet und untersucht worden war.

Sandy ließ sich nicht provozieren. Sie ließ den Raumfahrern ihre Vorurteile und ihren Spaß. Anderes war ihr viel wichtiger. Wenn es nur endlich losgehen würde.

Die Abfertigung hatte sie hinter sich. Was blieb, war das lange Warten auf das Signal, an Bord der CEPHYR zu gehen.

Jemand räusperte sich 'neben ihr, fast verlegen. Sandy blickte dem noch sehr jungen Offizier in die Augen.

"Ich muß mich für die Leute entschuldigen, Miß Thorn", sagte der Leutnant.

“Sie meinen es nicht so.”

Er brauchte ihr nicht zu sagen, wie sie es meinten.

“Machen Sie sich um meinewegen keine Sorgen”, erwiderte die Telepathin.

Der Leutnant seufzte.

“Die Burschen versuchen nur, ihre eigene Unsicherheit zu überspielen. Die wenigsten von ihnen waren schon einmal im Weltraum. Und einen vermeintlich Schwächeren zu finden, war immer schon ein beliebtes Mittel gegen die eigene Angst.”

“Angst?” Sandy zuckte die Schultern. “Wissen Sie, was das ist, Angst?”

Der Mann schien verwirrt. Sandy bereute ihre ablehnende Haltung.

Sie lächelte.

“Verzeihen Sie.”

Wann kam denn endlich das Signal?

Ganz so ruhig, wie sie tat, war Sandy nicht. Schuld daran war nicht zuletzt der Brief, den sie wenige Stunden vor ihrem Aufbruch zum Raumhafen erhalten hatte.

“Liebe Freundin”, hatte darin gestanden, “ich weiß, was Du vorhast. Ich weiß auch, daß es wenig Sinn hat, Dich noch zur Umkehr überreden zu wollen. Doch solltest Du im letzten Moment Zweifel bekommen, dann denke daran, Du hast Freunde, und Du bist uns als eine von uns willkommen.”

Unwillkürlich sah Sandy sich um. Die große Wartehalle war überfüllt. Soldaten, einige Wissenschaftler, andere Zivilisten. Jeder von ihnen konnte theoretisch der Unbekannte sein, von dem sie nur eines zu wissen glaubte:

Er gehörte zu den Leuten, mit denen Perry Rhodan sich umgeben hatte. Er war einer seiner Mutanten und versuchte, sie auf deren Seite zu ziehen.

Auch wenn sie sich abblockte, konnte er sie zumindest anpeilen. Das hatten seine verschiedenen Botschaften während der letzten Jahre bewiesen.

Nie jedoch war er persönlich in Erscheinung getreten. Ein innerer Widerstand hinderte Sandy daran, nach ihm zu espiren.

Endlich kam das Signal. Die Glastüren der Halle öffneten sich. Sandy stand auf und wartete, bis sich die Traube der nach draußen Drängenden gelichtet hatte. Als sie ins Freie trat und den Kugelraumer vor sich in die Höhe ragen sah, war der junge Offizier an ihrer Seite.

“Ich habe mich noch nicht vorgestellt”, sagte der Leutnant. “Ich werde den Aufbau des Stützpunkts auf Kapella II für eine Weile leiten.”

Sandy ging weiter. Er blieb an ihrer Seite.

“Wie schön für Sie. Aber ich dachte, wir gründen eine Kolonie?”

Er lächelte spitzbübisch.

“Natürlich, aber jede Kolonie im Raum ist bei der momentanen galaktopolitischen Lage auch ein Stützpunkt der Erde. Keine Sorge, ich werde Ihnen nicht lange zu Last fallen.”

“Sie fallen mir nicht zur Last, äh...”

“Tifflor”, sagte der junge Offizier. “Mein Name ist Julian Tifflor.”

Vier lange Jahre...

Vier Jahre seit jenem Abend, an dem Sandy bereit gewesen war, ihr Leben fortzuwerfen. Vier Jahre seit jenem Erlebnis, das den Wendepunkt in ihrer Existenz bedeutet hatte.

Es war keine Halluzination gewesen, was sie auf dem Balkon erlebt hatte. Der Tag darauf war hart gewesen, Stunden der Zweifel und qualvoller Depression. Doch sie hatte ihn durchgestanden, das endlose Warten auf die Dämmerung, und bis die Sterne am Nachthimmel aufgingen.

Sie hatte auf dem Balkon gewartet, voll von Angst und Unsicherheit — Angst vor allem davor, daß sie erkennen mußte, umsonst gehofft zu haben.

Doch dann war sie wieder in ihr gewesen, die lautlose Stimme. Das Gefühl einer Verbindung über unendliche Weiten hinweg. Sandy hatte ihre Gedanken weit geöffnet und sich ganz dem hingegaben, was von Ferne auf sie einströmte, und was stärker war als die lächerlichen Gedankenfetzen der Nachbarn.

Immer wieder die Frage: Wer bist du?

Sie hatte ein Bild bekommen. Kein reales, eher eine Mischung aus Farben, undefinierbaren Formen und Gefühlen, vor allem Gefühlen. Wieder konnte sie diese Wärme spüren, die ihr kein Mensch jemals hatte geben können.

Nach drei weiteren Nächten wußte sie endgültig, daß sie nicht im Drogendelirium steckte. Denn Drogen, gleich welcher Art, die brauchte sie nicht mehr. Die Liebe, die Harmonie und das Glück, das sie über Ewigkeiten hinweg erreichte, war stärker als jedes künstlich herbeigeführte Hochgefühl.

Sandy warf ihre Tablettenschachteln in den Müllschlucker und kippte den Wein fort.

Jeden Abend stand sie auf dem Balkon und ging erst dann wieder in die Wohnung zurück, wenn der Kontakt mit dem einbrechenden Morgen abbrach — oder mit der Drehung des Planeten Erde.

Auch nach Wochen wußte sie nicht, wie ihr Kommunikationspartner aussah oder beschaffen war. Es genügte ihr zu fühlen, daß sie miteinander verschmolzen, in einer phantastischen Art von Liebe, die sie niemals für möglich gehalten hätte. Sie kannte nur noch den einen Wunsch, mit dem anderen zusammenzusein — wirklich zusammen.

Rein instinktiv dachte sie von ihm als von einem männlichen Wesen. Die Frage, weshalb er ihr nicht sein Äußeres offenbarte, beunruhigte sie nur anfangs und nur dann, wenn der Kontakt abbrach. Sobald sie wieder verschmolzen, war es nebensächlich. Ein Wesen mit so tiefen und aufrichtigen Gefühlen konnte nur wundervoll sein.

Manchmal zeigte er ihr Bilder seiner Heimat. Es waren Bilder einer urwüchsigen Welt ohne Städte und Zivilisation. Die Farbe Grün dominierte. Darüber ein violetter, von blutroten Schlieren durchzogener Himmel mit Sternen, von denen einer die Sonne der Erde war. So wie Sandy zu wissen glaubte, welcher Stern am Nachthimmel den Planeten des Partners beschien, wußte der andere, von wo aus Sandy mit ihm in Verbindung stand.

Dann begriff Sandy, daß es an ihr war, nach der langen Zeit des geistigen Dahinsiechens die Initiative zu ergreifen.

Sie begann ein neues Leben mit dem einen Ziel, eines Tages auch körperlich mit dem geliebten Partner zusammenzusein.

Sandy legte sich einen Plan zurecht.

Sie hatte gute Schulnoten. Es fiel ihr nicht schwer, zur Universität zu gehen und die Fächer Biologie und Psychologie zu belegen. Das Geld, das sie dazu brauchte, verdiente sie sich als freie Mitarbeiterin bei einer Tageszeitung. Gleichzeitig machte sie sich die Verbindungen zunütze, die sie durch ihren Vater gehabt hatte. Die alten "Gönner" gefielen sich darin, ihr ihre wilden Jahre großmütig zu verzeihen und sie in ihren Kreis wieder aufzunehmen. Natürlich sagte sie zu keinem Menschen ein Wort über das, was sie zur Umkehr getrieben hatte. Sie begann, mit ihren Verbindungen zu spielen, und nach zwei Jahren hatte sie ihr nächstes Zwischenziel erreicht: die Raumfahrtakademie in Terrania. Als sie ihr Examen machte, hatte sie auch jenes Dokument in der Tasche, das ihr nach langem und hartem Training das Tor zum Weltraum öffnete.

Dennoch hatte sie nicht erwarten können, daß ihr Traum so rasch in Erfüllung gehen würde. Als sie von der geplanten Kolonisierung des zweiten Planeten der Sonne Kapella erfuhr, war es für sie wie ein Wunder, das eine Macht gewirkt hatte, die über Schicksale gebot.

Denn Kapella II war der Planet ihrer Sehnsucht.

Sandys Beziehungen taten das übrige.

Die Station bestand aus ziemlich erbärmlichen Baracken hinter Starkstromzäunen und Stacheldraht. Auf einer Weite von einem Kilometer ringsum war alle Vegetation niedergebrannt worden. Hohe Wachtürme waren ständig besetzt. Bei Gefahr aus dem Dschungel der Urwelt konnte zusätzlich ein Energieschirm um die kleine Siedlung gelegt werden.

Sandys erster Eindruck, nachdem sie den ersten Tag auf Kapella II verbracht hatte, war Abscheu vor den Männern und den wenigen Frauen, die dem blühenden Planeten voll von exotischem Leben diesen Rostfleck eingebrannt hatten.

"Miß", hörte sie eine Stimme in ihrem Rücken. Sie schrak auf und drehte sich um. Julian Tifflor war unbemerkt auf der kleinen Veranda erschienen, die diesen Namen kaum verdiente: ein kleines, überdachtes Podest vor der einzigen Tür ihrer Unterkunft. Eine einfache Stuftentreppe führte auf den schlammigen Boden des geräumten Areals, der die heftigen Regenfälle kaum noch aufzunehmen vermochte. Es gab keine Pflanzen mehr, deren Wurzeln den Niederschlag gierig aufsogen und für die nächste Trockenperiode speicherten. Hier nicht. Es war Sommer auf Kapella II, und über den Urwald spannte sich der violette Himmel, den Sandy längst kannte. Die dicken Tropfen klatschten auf die Dächer der Baracken, es roch nach Moder, als ob der Dschungel sich weigerte, seinen Überschuß an Sauerstoff in diese Insel der Öde zu transportieren.

"Julian", seufzte Sandy. "Sie haben mich erschreckt."

Tifflor zuckte mit den Schultern.

"Das tut mir leid, Miß Thorn. Vielleicht liegt es aber auch daran, daß Sie sich von uns anderen abkaspeln. Ich meine, Sie tun Ihre Arbeit - damit wir uns nicht

mißverstehen. Aber ansonsten ..." Er lachte sein Jungenlächeln. "Sonst scheinen sie meilenweit weg zu sein. In einer ... anderen Welt."

"Bitte, Julian. Ich habe einen Vornamen."

"Also Sandy. Aber was ändert das an unserem Problem?"

Sie fuhr mit dem Stuhl zu ihm herum, an dessen Lehnen sie sich geklammert hatte.

"Problem?"

"Ich kann ja verstehen, daß Sie sich schlecht mit der rauen Art der Männer anfreunden können, aber ..."

"Das ist es nicht", unterbrach sie ihn. "Ich verstehe die Leute schon."

"Aber?"

Sandy stand auf. Sie ging einige Schritte, kehrte zurück und sah Tifflor in die Augen.

"Dies soll ein militärischer Stützpunkt werden, nicht wahr?"

"Wir haben vor, den Planeten zu kolonisieren, Miß ... äh... Sandy."

"Natürlich. Irgendwann einmal. Deshalb die mitgereisten Wissenschaftler. Der Hauptteil der Ausrüstung, die von der CEPHYR abgeladen wurde, besteht allerdings aus militärischem Gerät."

Tifflors Miene wurde ernst.

"Sandy, wir sind noch Fremde im Universum. Sie wissen, was geschehen ist, seitdem wir die Topsider aus dem Wegasystem vertreiben konnten. Wir haben es jetzt mit ganz anderen Gegnern zu tun. Die Springer und andere bekämpfen uns, wo sie nur können. Wir brauchen Stützpunkte, wenn wir nicht die Hände in den Schoß legen wollen und alles vergessen, was wir uns in den letzten Jahren aufgebaut haben."

"Ich weiß", sagte Sandy. "Nur, welche Rolle soll Kapella II dabei spielen?"

"Der Planet wird zu einem unserer Geheimstützpunkte ausgebaut, zu einer Basis, von der aus im Ernstfall..."

Sandy lachte bitter.

"So, wird er das. Und was, wenn die Springer das rein zufällig herausfinden? Was wird dann von ihm übrigbleiben? Eine Gaswolke?"

"Sandy! Wir wollen keinen Krieg, mit niemandem!"

"Aber wir fordern ihn heraus, wenn wir weiter in die Galaxis vordringen!"

"Sandy!"

Sie drehte sich um und ging in ihre Unterkunft. Hinter ihr knallte die Tür zu. Sie war innerlich viel zu aufgewühlt, um zu begreifen, daß sie Tifflor unrecht tat, vielleicht dem einzigen Freund, den sie hier draußen besaß.

Dem einzigen menschlichen Freund...

Du, dachte sie, als sie sich beruhigt hatte. "Du", das war der einzige Name, den sie für ihn hatte. Für ihn, der irgendwo auf diesem Planeten auf sie wartete. Wenigstens hoffte sie das. Was sie so gereizt machte, war nicht zuletzt der Umstand, daß sie seit der Landung bisher vergeblich nach ihm gerufen hatte. Und dann meldete er sich.

Die Flut von Gedankenbildern und Gefühlen überfiel Sandy so vehement, daß

sie fast zusammengebrochen wäre. Einen Augenblick später weinte sie fast vor Glück. Sie ging auf in den Wogen der Harmonie und der Liebe — und in der Erwartung des baldigen totalen Zusammenseins.

Geistig waren sie bereits eins. Und nun mußten sie die Vereinigung wirklich vollziehen. Nur deshalb war sie hier. Und nichts sollte sie mehr aufhalten können.

Wo bist du? fragten Sandys Gedanken, und sie erhielt Antwort.

Der andere war es, der den Kontakt unterbrach, als er spürte, daß die geistige Kraft der Terranerin erschöpft war.

Sandy hörte noch minutenlang das Echo der Ausstrahlungen aus der jetzt genau bekannten Richtung und Entfernung. Ihr Atem ging heftig. Sie lag auf ihrer Feldpritsche und konnte die Augen nicht schließen.

Als sie es schließlich schaffte, zuckte sie unter dem Schock einer unerwarteten Botschaft zusammen.

Ich bin bei dir, Sandy, empfing sie die telepathische Stimme. In deiner Nähe. Ich möchte nur, daß du das weißt. Dein Freund.

Es war wichtig, den Schein zu wahren. So unbefangen zu tun, als hätte sie tatsächlich nichts anderes hierher geführt als reiner Forscherdrang — die vorgespielte Besessenheit einer Biologin, die ihr höchstes Glück darin sah, als erste Frau die grandiose Flora und Fauna des neuen Planeten für die Wissenschaft zu erschließen. Ein Trupp von Soldaten, eigens für sie abgestellt, begleitete Sandy auf ihren kleinen Exkursionen oder besorgte ihr Tiere und Pflanzen. Innerhalb der ersten Woche auf Kapella II dehnte sie ihr "Reich" auf vier Baracken und eine Reihe von Freilandgehegen aus.

Ihr Problem war, daß sich vorläufig niemand weiter als drei Kilometer in die Wildnis hinauswagen durfte - und auch dann nur in Begleitung der Sicherheitskräfte. Flüge mit Shifts über weitere Strecken waren natürlich möglich, aber auch nur mit Soldaten. Und über jeden Flug mußte ein genaues Protokoll angefertigt werden.

Sandy vermied es nach Möglichkeit, von ihrer Begabung Gebrauch zu machen. Doch hin und wieder erwies es sich als nötig, wenn sie ihre Schritte planen wollte. Außerdem ertappte sie sich dabei, nach dem anderen Telepathen zu forschen — bisher vergeblich. Doch so erfuhr sie, daß der Planet im Fall eines gegnerischen Angriffs aufzugeben war. Ein Angriff mit den waffentechnischen Mitteln der Springer mußte bedeuten, daß von Kapella nicht viel übrigblieb.

Dies machte ihr klar, daß sie nicht länger warten durfte.

Sandy mußte zu ihrem Partner gehen, denn er war nicht in der Lage, zu ihr zu kommen.

Die Barrieren waren es nicht, die ihn hinderten. Es war etwas anderes, das er nicht verriet - aus Angst, sie enttäuschen zu müssen?

Sie hatte versucht, ihm klarzumachen, daß dies vollkommen unsinnig war, umsonst.

Sie mußte zu ihm.

Es würde nicht einfach sein. Sie mußte allein gehen - oder vielmehr, fliegen. Der

andere befand sich mehr als tausend Kilometer von der Station entfernt. Sie brauchte einen Shift, und zwar ohne Sonderbewachung. Fliegen konnte sie ihn, aber... Je häufiger sie sich ihren Plan zurechtlegte, desto unruhiger wurde sie.

Wo steckte der Unbekannte, der sich als ihr Freund bezeichnete? Sie konnte sich gegen seine Gedankensendungen abblocken — aber konnte sie auch ihre Absichten vor ihm geheimhalten?

Vielleicht...wenn sie Tifflor telepathisch aushorchte. Er müßte am ehesten wissen, ob ein Telepath aus Rhodans Mutantenkorps auf dem Planeten war...

Sandy brachte es nicht fertig. Es wäre ihr wie ein Verrat an dem einzigen Mann vorgekommen, dem sie einigermaßen vertraute. Als die Nacht hereinbrach und sie in Kontakt mit dem Partner trat, teilte sie ihm ihre Absicht mit, am nächsten Tag zu kommen.

Die psionische Woge aus Glück und Erwartung brachte sie fast um. Doch der erste Schock verwandelte sich in Kraft, und mit der gleichen Sehnsucht gab sie ihre Empfindungen zurück. In dieser Nacht liebten sie sich wie niemals zuvor, und diesmal noch aus der Ferne.

Morgen sollte das anders sein.

Als der Kontakt abgebrochen war, wartete Sandy auf eine Botschaft des "Freundes". Doch nichts geschah.

Sie fand keinen Schlaf mehr, malte sich aus, wie sie ihre Flucht bewerkstelligte, und versuchte, alle Risiken durchzukalkulieren. Von ihrem wahren Gegner konnte sie nichts wissen — auch als Telepathin nicht.

Sandy schlich sich im Morgengrauen aus ihrer Baracke. Alles war genau durchdacht und zurechtgelegt. Sie esperte. Außer den Wachhabenden schliefen alle noch tief. Und die Posten standen hoch oben in ihren Türmen und beobachteten den Rand des Dschungels. Niemand nahm an, daß ein Bewohner der Station sich an den im großen Innenhof geparkten Fahrzeugen zu schaffen machen würde. Sandy hatte sich auf einen längeren Aufenthalt in der Wildnis eingerichtet. In einem großen Rucksack schleppete sie Nahrung und Wasser mit, dazu einige Werkzeuge. Sie lud den Sack hinter dem Pilotensitz des Fahrzeugs ab, das sie sich ausgewählt hatte.

Noch einmal suchte sie die Umgebung mit ihren Sinnen ab.

Sie kletterte in die Kanzel, überprüfte die Armaturen - und erstarrte, als sie einen letzten Blick hinaus auf das Feld warf.

Sie sah in die Mündung einer Strahlwaffe.

Der Mann, zu dem der auf dem Auslöser liegende Finger gehörte, war Montez, der Sicherheitsoffizier.

"Ich halte es für besser, wenn Sie jetzt aussteigen, Miß Thorn", sagte der Mexikaner mit monotoner Stimme.

Sandy geriet für einen Moment in Panik. Sie versuchte, so nüchtern wie möglich zu denken. Jetzt durfte sie keinen Fehler machen. Aber hatte sie das nicht schon getan, als sie die Umgebung abgehört hatte?

Wieso hatte sie Montez nicht bemerkt?

"Also?" fragte der Mann.

Sandy versuchte erst gar nicht, eine Entschuldigung zu finden. Wenn sie diese Chance vertat, bekam sie so schnell keine zweite. Und bevor sich wieder eine bot, lag der Planet vielleicht schon in Schutt und Asche.

“Werden Sie mich melden?” fragte sie, um Zeit zu gewinnen.

Montez winkte mit dem Strahler.

“Natürlich. Es ist meine Pflicht.”

“Also gut.”

Sandy tat so, als wollte sie aus der Kanzel steigen. Ihre rechte, verdeckte Hand griff nach der Waffe, die sie eigentlich nicht gegen einen Menschen anzuwenden vorgehabt hatte. Sie sollte ihr gegen wilde Tiere helfen, sonst nichts. Als Montez sich zur Seite drehte, feuerte sie den Lähmstrahler auf ihn ab.

Der Sicherheitsoffizier brach zusammen.

Sandy schwitzte. Ihre Hände zitterten, als sie per Knopfdruck die Kanzel schloß und den Gleiter startete.

Sie jagte das Fahrzeug über die Zäune und achtete nicht auf die Funkanrufe der Wachsoldaten. Sie sah auch nicht die Anzeige, die dem Gleiterpiloten das Frachtgewicht auswies.

Sonst wäre ihr aufgefallen, daß es zwischen ihr und ihrer Ausrüstung, und dem angezeigten Wert eine Differenz von zirka fünfhundert Kilogramm gab.

Die Gedanken des Partners leiteten sie wie im Blindflug. Sandy achtete darauf, nicht zu tief über die riesigen Baumwipfel mit dem tausendfachen, farbenprächtigen Leben darin zu fliegen, und mußte Vogel- und Flugreptilienschwärm ausweichen. Manchmal platzten pilzhähnliche Riesengewächsballons auf und verschleuderten ihre Sporen in dichten Wolken. Es galt, sehr vorsichtig zu sein. Doch Sandy flog wie in einem Tagtraum, sicher, wie an einem unsichtbaren Faden gezogen.

Mit jeder Minute schlug ihr Herz schneller. Jetzt gab es niemand mehr, vor dem sie sich verstellen mußte. Der Gedankenkontakt mit dem Partner war das Band, an dem sie hing, das sich immer schneller aufrollte, bis am Ende...

Sandy jauchzte fast vor. Glück und Erwartung. Erst jetzt wurde ihr in aller Heftigkeit klar, daß sie ihr einst so fernes Ziel tatsächlich erreichen würde!

Selbst wenn man in der Station ihre Flucht bemerkte — keiner der anderen Shifts war schneller als ihrer. Niemand konnte sie nun mehr einholen. Niemand konnte sie noch trennen von dem, was mit der gleichen brennenden Sehnsucht auf sie wartete.

Sie sah den Dschungel unter sich hinwegziehen, unberührte Natur einer unschuldigen Welt. In die Euphorie mischte sich kurz die Bitterkeit darüber, daß dieser Planet womöglich schon bald den Machtbestrebungen galaktischer Völker zum Opfer fiel.

Komm! empfing sie. Es wird bald keine Sorgen mehr geben!

Gleichzeitig sprach das Funkgerät.

“Miß Thorn!” rief es aus dem Empfänger. “Sandy, empfangen Sie mich?”

Es war Tifflors Stimme. Sandy schwieg.

“Sandy, antworten Sie! Kehren Sie um! Ich weiß nicht, was Sie vorhaben, aber

was es auch ist — wir können doch über alles reden, in Ruhe! Bitte antworten Sie!"

Sie zog das Mikrofon zu sich heran.

"Tut mir leid, Julian. Sie würden es nicht verstehen. Ich gehe meinen Weg, und Sie den Ihren."

"Aber...!"

"Wenn Ihnen etwas an mir liegt, dann vergessen Sie mich! Es ist mein Leben, verstehen Sie! Meines ganz allein!"

Sandy brach der Schweiß aus allen Poren. Von dort, wohin sie ging, drangen heftige Panikimpulse auf sie ein. Sie war auf einmal wieder da, die an die Wurzeln der Existenz gehende Angst.

Obwohl sie sich einredete, uneinholbar zu sein, schwitzte Sandy Wasser und Blut. Ihre Hände waren naß. Die Umgebung begann, vor ihren Augen zu tanzen. Für einen Moment dachte sie an nichts anderes als schnelle Landung irgendwo auf einer sich auftuenden Lichtung.

"Sandy! Miß Thorn!"

"Bitte, Julian! Lassen Sie mich in Frieden!"

"Was, um Himmels willen, wollen Sie?"

Der Shift war abgesackt. Entsetzt sah Sandy, wie das Fahrzeug in eine Gruppe von Baumkronen hineinrasen drohte. Die Tragflächen streiften die Wipfel und rasierten armdicke Äste ab, die zum Glück nur so hart waren wie Schachtelhalme. Festes Holz hätte vielleicht das Ende des Weges bedeutet. So gelang es Sandy in einer fast übermenschlichen Reaktion, den Flugpanzer hochzuziehen.

Ein neuer Schwall von Panikimpulsen erreichte sie von dem Partner, in dessen Geistesausstrahlungen ihre eigene Angst ein vielfaches Echo fand.

Noch wenige Kilometer!

Ich komme, sendete Sandy. Ich schaffe es!

"Miß Thorn!"

"Julian!" schrie Sandy. "Wenn Sie mich fragen, was ich will, dann räumen Sie mit Ihren Leuten diesen Planeten! Es gibt intelligentes Leben! Und es gibt ein Gesetz, das es verbietet, Welten mit intelligentem Leben aufs Spiel zu setzen, oder?"

Sie redete nur, um sich abzulenken. Sie erwartete nicht wirklich Verständnis, auch nicht von Tifflor.

Noch fünf, vielleicht drei Kilometer!

Durchhalten, nur noch wenige Minuten!

"Sandy, wir wüßten es, wenn es Intelligenzen auf Kapella gäbe!"

"Was wissen Sie?" kreischte sie. "Intelligenzen in Ihrem Sinn sind doch nur Leute mit zwei Armen und zwei Beinen. Aber es gibt Höheres, verstehen Sie? Es gibt...!"

Impulsiv unterbrach sie die Verbindung, kaum noch Herrin ihrer Sinne. Die alte Angst, längst überwunden geglaubt, ergriff immer stärker von ihr Besitz, je näher sie ihrem Ziel kam. Angst, die reflektiert wurde. Angst, so kurz vor der

Erfüllung des Daseins zu scheitern.

Wieder begann sich alles zu drehen, und diesmal war Sandy nicht mehr in der Lage, die Katastrophe abzuwenden.

Der Shift raste in eine Gruppe federbüschelartiger Gewächse hinein, deren Blattwedel jedoch so hart waren wie Stahl. In einem Feuerwerk sprühender Funken verlor Sandy das Bewußtsein.

Ihr letzter Gedanke war der, daß sie um zwei, vielleicht nur einen Kilometer umsonst gelebt hatte — vier Jahre lang.

Als sie zu sich kam, lag sie auf dem Rücken zwischen mannshohen Stachelgewächsen mit hellblauen Blüten. Darüber wogten in einem leichten Wind die Blätter langstieler Pflanzen hin und her. Es roch undefinierbar - irgendwie nach Anis oder Süßholz.

Aber es roch auch nach verbranntem Plastik. Sandys Erinnerung setzte jäh ein. Sie sprang auf. Ihr wurde schwindlig. Als sie wieder klar sah, erblickte sie hinter sich den an einigen Stellen brennenden Shift, der eine breite Bresche in das Dickicht geschlagen hatte. Schwarzer Rauch stieg auf und fing sich unter dem Pflanzendach, bevor er vom Wind erfaßt wurde.

Beim Aufprall mußte sie aus der Kanzel geschleudert worden sein. Anders war nicht zu erklären, daß Sandy noch lebte.

Sie lebte!

Es war wie ein neues Erwachen nach einem Schlaf, der das Hinabgleiten in die Gefilde des Todes bedeutete. Sandy hörte noch einmal Tifflops beschwörende Stimme, und noch einmal empfand sie die Panik nach, die von dem Partner ausgegangen war.

Nein - es war kein Nachhall. Sie hörte die verzweifelten Rufe wirklich.

Sie waren real.

Sie wiesen ihr die Richtung, in die sie zu gehen hatte.

Sandy hatte Prellungen und schwere Schürfwunden davongetragen. Sie biß die Zähne zusammen und ignorierte sie. Die Aussicht, nur noch wenige hundert Meter vom Ziel entfernt zu sein, tötete jeden körperlichen Schmerz ab.

Wie eine Traumwandlerin bahnte sie sich einen Weg durch den Urwald. Sie besaß keine Waffe mehr. Es war fast unerträglich heiß. Der morastige Boden atmete die Feuchtigkeit der letzten heftigen Regenfälle aus, vermischt mit exotischen Gerüchen. Mit bloßen blutenden Händen strich Sandy die Äste und Farnwedel zur Seite. Überall raschelte es im Unterholz. Kleinere Tiere, meist Reptilien, die sich ihr neugierig in den Weg stellten, verschwanden schnell wieder. Ein Wesen wie dieses hatten sie noch nie zu sehen bekommen, und bevor sie nicht wußten, was sie davon zu halten hatten, ergriffen sie lieber die Flucht. Wenn nicht, mußten Schreie und Fußtritte nachhelfen.

Sandy ließ sich die Ranken der Dornengewächse ins Gesicht peitschen. Sie spürte den Geschmack des Blutes auf ihren Lippen, aber all das war jetzt nebensächlich.

Noch wenige Meter. Ihr Herz schlug so heftig, als müßte es ihr den Brustkorb sprengen. Halb weinend, versuchte sie sich durch leises Singen zu beruhigen.

Die Spannung war fast unerträglich. Wie oft hatte sie sich in ihren vielen Träumen auszumalen versucht, wie der Partner aussehen mochte.

Kurz dachte sie an die erste Nacht des Kontaktes, damals auf der Erde, auf ihrem Balkon, als sie zum Springen bereit gewesen war - und dann das Wunder. Das Wunder, das nun gleich vor ihr lag. Welche Macht des Universums sollte sie nun noch trennen können?

Komm! lockte der Partner. Doch plötzlich schien in den Impulsen Unsicherheit mitzuschwingen — eine Angst ganz anderer Art.

Sandys Hände zitterten, als sie die letzten Palmwedel auseinanderschob.

Dann, schweißgebadet, bebend, ausgezehrt, stand sie davor.

Ihre erste Reaktion war ein erstickter Schrei.

Sie flehte alles an, woran sie glaubte, daß dies nicht der war, den sie über Lichtjahre hinweg gesucht — und nun gefunden hatte.

Die Pflanze war vergleichbar mit einer irdischen Venus-Fliegenfalle, aber um das Hundertfache größer. Zwischen rosettenförmig angeordneten, zwei Meter langen, halb so breiten und fleischigen Blättern wuchsen schlangenähnliche Fangarme hervor, an deren Enden weit aufgeklappte, zahnbewehrte Schnappmäuler saßen. Die unteren Blätter lagen schlaff und braun, halbverfault zwischen niedrigeren Gewächsen, die den Boden wie ein Moosteppich bedeckten. Und das Ganze zitterte wie unter elektrischem Strom.

Sandy taumelte zurück. Sie warf sich herum und preßte beide Hände gegen die Augen.

“Nein”, brachte sie heiser hervor. “Nein! Das... das bist nicht du!”

Sie bekam keine Antwort. Das Wesen — falls es er war — hatte alle psionische Aktivitäten schlagartig eingestellt.

Oder...

Oder Sandy hatte sich fehlleiten lassen. Sie befand sich in einem solchen Aufruhr, daß dies ohne weiteres denkbar war. Sie klammerte sich an den Gedanken. Sicher war der Partner in unmittelbarer Nähe - aber nicht dieses Ding!

Als diese verzweifelte Hoffnung noch in ihr keimte, hörte sie hinter sich eine nur zu gut bekannte Stimme:

“Ihr Ausflug ist zu Ende, Miß Thorn. Nehmen Sie die Hände hoch.”

Sie fuhr herum und sah den Sicherheitsoffizier vor sich stehen — Montez, den sie paralysiert hatte.

Sie wußte nicht mehr weiter. Alle Brücken schienen abgebrochen.

Sie fühlte sich so allein wie seit jener Nacht auf ihrem Balkon nicht mehr.

Wäre sie doch gesprungen!

Sie wollte nur noch fliehen — wohin, das war gleichgültig. Instinktiv versuchte sie, Montez' Gedanken zu erfassen.

Es war ihr nicht möglich.

Sie hatte ihn auch bei ihrer Flucht aus der Station nicht bemerkt!

Und dann sah sie, daß in Montez' Gesicht eine breite Wunde klaffte, die die Dornengewächse gerissen hatten.

Es war kein Fleisch, das unter der zerfetzten Haut zum Vorschein trat.

“Sie ... du bist kein Mensch!” schrie Sandy. “Du bist ein gottverdammter Roboter!”

“Ein Roboter, Miß Thorn”, bestätigte Montez. Er rasselte Daten herunter, über seine Baureihe, seine Programmierung und so weiter. Sandy hörte es kaum, auch nicht die Angabe, die er über sein Gewicht machte — 477 Kilogramm.

“Ich werde sie zur Station zurückbringen”, erklärte Montez. “Ich konnte mich an den Shift klammern und Ihnen folgen, nachdem es mir ratsam erschien, mich paralysiert zu stellen. Es fiel mir nicht schwer. Ich bin dazu konstruiert, menschliche Verhaltensmuster zu zeigen, um unter Menschen nicht aufzufallen. Aber das Fahrzeug ist unreparierbar. Wir werden auf die Shifts warten, die hierher unterwegs sind. Inzwischen aber...”

Er zog eine Strahlwaffe und richtete sie auf die Pflanze vor Sandy. “Inzwischen werde ich Ihre Sicherheit gewährleisten und dieses Monstrum töten.”

Sandy war nicht fähig, einen klaren Gedanken zu fassen. Alles drehte sich um sie. Montez' plötzliches Auftauchen so kurz vor dem Ziel — aber vor was für einem Ziel!

Die Pflanze, der grausame Schock. Es war, als müßte Sandy in einem Sumpf versinken, der sie herabzog in seine Dunkelheit und alles das begrub, für das sie gelebt und gearbeitet hatte. Ihre Beine gaben nach. Sandy stürzte und schlug mit dem rechten Ellbogen auf etwas Hartes auf.

Der Schmerz brachte sie wieder zu sich.

Sie sah plötzlich alles vollkommen klar und wußte, daß sie keinen falschen Weg gegangen war.

Sie richtete ihren Oberkörper auf und sah Montez mit dem Desintegrator in der Hand vor der Pflanze stehen. Sein Finger näherte sich dem Auslöser.

Gleichzeitig empfing sie eine neue Welle von Angst, grenzenloser Enttäuschung und Trauer. Die Pflanze konnte nur aus Sandys Gedanken wissen, welche Gefahr ihr drohte.

In diesen Gedanken las sie aber auch den Abscheu der Terranerin. Und das war viel schlimmer.

Sandy kam sich wie eine billige Verräterin vor. Wie hatte sie so unreif reagieren können — sie, die alle Schranken und alle Vorurteile überwunden geglaubt hatte.

Es war ein Moment, der ihr vorkam wie eine Ewigkeit, und der doch nur den Bruchteil einer Sekunde dauerte. In diesem Moment, als alle noch bestehenden geistigen Schranken fielen, erfuhr sie das wirkliche Wesen ihres Partners.

“Montez!”

Es war vielleicht noch nicht zu spät. Sandys Hand tastete über den feuchten Moosboden und fand den faustgroßen Stein, auf den sie geschlagen war.

Der Roboter, feuerbereit, drehte sich halb zu ihr um. Der Stein traf ihn am Kopf und brachte ihn für Augenblicke aus dem Gleichgewicht. Ein Schuß löste sich. Der grüne Strahl fuhr fauchend ins Dickicht, nur knapp an dem uralten Wesen vorbei, dessen Artgenossen diesen Planeten einmal beherrscht hatten.

Ich komme! sendete Sandy verzweifelt. Verzeih mir! Aber du hättest mich vorbereiten sollen!

Ohne auf Antwort zu warten, sprang sie auf und rannte los. Die Verzweiflung verlieh ihr letzte Kräfte. Mit ihrem ganzen Gewicht warf sie sich gegen Montez, als der Roboter abermals die Waffe in Anschlag brachte.

Dann war sie mit einem Satz in der Pflanze. Ihr wurde schwarz vor den Augen, doch sie fühlte, wie sich Fangarme um sie schlossen und in die Blattrosette hineinzogen, in deren Zentrum die riesige, dornen- und nesselbewehrte Öffnung klaffte.

Ganz leicht nur spürte sie die Einstiche in den Beinen, und wie sie von den Füßen herauf taub wurden.

Montez zielte auf sie. Er durfte nicht schießen. Nicht jetzt, so kurz vor der Ewigkeit!

“Weg mit der Waffe, Montez!” schrie Sandy. “Ich befehle es Ihnen!”

Er zögerte, offenbar in einem Konflikt. Wenn er jetzt feuerte, konnte er das Leben eines Menschen gefährden.

Andererseits mußte es von seiner Warte aus so aussehen, als wäre die Pflanze gerade dabei, Sandy Thorn zu töten.

“Ich muß meiner Programmierung gehorchen”, hörte Sandy. “Haben Sie Befehlsbefugnis einer höheren Priorität?”

Sandy überlegte fieberhaft, während ihr Körper tiefer in den Schlund hineinglitt und die Betäubung weiter an ihr heraufkroch. Es kam auf Sekunden an, und...

Schlagartig wurde Sandy klar, wie ihre Lage wirklich war. Ein Panikausbruch wurde von der Pflanze in einem schmerzhaften Feedback beantwortet. Sandy aktivierte schier unmenschliche Kräfte, als sie schrie:

“Ein Mensch hat immer eine höhere Priorität als ein Programm!” Sie kämpfte um jedes weitere Wort. Wieder traten schwarze Flecke vor ihre Augen. “Ich... bin nicht in Gefahr! ”

Sekunden gewinnen — das nützte ihr und dem Partner wenig. Wenn sie den Roboter nicht überzeugen konnte - und von Robotik verstand sie gar nichts -, dann würde er spätestens dann schießen, wenn er sie als “tot” einstuft.

Wir werden eins sein! sendete sie an den Partner. Für immer und ewig, ob im Leben oder im Tod...!

Die Antwort war nur ein weiterer Blick in ferne Vergangenheiten, als die intelligenten Pflanzenwesen seiner Art den Planeten beherrschten.

Wehmut und Trauer bestimmten die Eindrücke, Trauer des letzten Telepathen eines ausgestorbenen Volkes, der geglaubt hatte, endlich nach Jahrtausenden, ein Wesen gefunden zu haben, mit dem er den allerletzten Schritt vollziehen konnte.

“Ich kann Ihrer Argumentation nicht folgen”, sagte Montez. “Meine Aufgabe ist es, für Ihre Sicherheit zu sorgen.”

Er krümmte den Finger um den Auslöser des Desintegrators.

Sandy schrie panisch auf. Sie schloß die Augen und hörte das Fauchen des Schusses.

Sie lebten noch, sie und der Partner.

Die Paralyse hatte inzwischen den Nacken erreicht. Nur mit großer Mühe brachte Sandy es fertig, noch einmal die Augen zu öffnen.

Die Überreste des offenbar in einer Explosion vergangenen Roboters lagen vor ihr auf dem Waldboden ausgebreitet. Wo Montez gestanden hatte, wartete nun ein anderer Mann mit der Waffe im Anschlag.

Tifflor!

Neben ihm stand ein anderer. Sandy hatte ihn von der Wartehalle des Raumhafens her in Erinnerung, in der Station aber nie gesehen.

Der Fremde drückte Tifflors Hand mit der Waffe zur Seite.

“Lassen Sie sie, Tiff”, hörte Sandy ihn sagen. “Es ist ihr freier Wille. Dafür hat sie gelebt. Wir haben kein Recht, Schicksal zu spielen.”

“Aber...”, entfuhr es Tifflor. “Dieses... das Ding frißt sie auf!”

Der andere schüttelte langsam den Kopf.

“Es sieht so aus, Tiff. Aber es ist etwas anderes. Auch mir ist das erst jetzt klargeworden — wie einiges anderes auch.”

Plötzlich lagen seine Gedanken offen vor Sandy.

Der Mann nickte.

“Ich bin der, über den du dir so oft den Kopf zerbrochen hast, Sandy. Es fällt mir auch jetzt noch schwer, dich zu begreifen. Aber ich weiß, daß du deinen Weg gehen mußt, so wie wir andere den unseren gefunden haben und gehen. Wir hätten dich gerne in unseren Reihen gesehen. Aber jeder Mensch ist ein Individuum, und kein anderer darf ihm vorschreiben, wie er zu leben hat — oder zu sterben.”

Sandy wollte ihm laut antworten, aber es ging nicht mehr. Überhaupt nahm sie die Außenwelt nur noch als etwas wahr, das sie eher träumte als erlebte. Die Paralyse durch die Pflanzenstoffe hatte ihren Kopf erreicht, und im gleichen Maße spürte sie das Eingehen in die neue Gemeinschaft. Der Partner schwieg, als ob er ihr die Gelegenheit dazu geben wollte, eine letzte Botschaft an den Telepathen zu senden.

Wer sind Sie? brachte sie den Gedanken heraus.

Mein Name ist John Marshall, aber das tut nicht viel zur Sache, Sandy. Ich bin mit nach Kapella gekommen, um dir zu helfen, wie ich es dir immer Versprochen habe. Nachdem du unseren Weg nicht gehen konntest, habe ich akzeptiert, was du dir ausgesucht hast. Jetzt bleibt mir nichts übrig, als dir zu wünschen, daß du das findest, wonach du gesucht hast.

Er sagte noch mehr, aber das empfing Sandy Thorn nicht mehr. Sie war nicht einmal in der Lage, ihm noch ihre Dankbarkeit auszudrücken.

Als Sandy Thorn zwischen den Blättern der Pflanze verschwunden war, stieß Julian Tifflor einen Fluch aus.

“Ich hätte nicht auf sie hören sollen, John! Wir haben sie sterben lassen! Wir haben zugelassen, daß eine Monsterpflanze sie frißt!”

Marshall schüttelte lächelnd den Kopf.

“Nein, Tiff. Sandy Thorn ist nicht tot. Ich weiß es. Wir werden auf unserem

Weg ins Weltall noch vielen Dingen begegnen, die wir nicht verstehen. Dies ist eines davon. Sandy wird weiterleben, auf eine uns unbegreifliche Art." Er nickte, als ob er sich seine Worte selbst bestätigte. "Und nun können wir die Kapella-Basis ausbauen. Denn nun gibt es bald keine eingeborenen Intelligenzwesen mehr auf diesem Planeten."

"Intelligenzen?" fragte Tifflor ungläubig.

"Diese Pflanze da", sagte der Mutant. "Ich erkläre es Ihnen, wenn wir zurück in der Station sind." Er wurde ernst. "Seltsam, aber obwohl ich mich um Sandy Thorn kümmerte, seitdem ich vor Jahren auf sie aufmerksam wurde, und obwohl ich wußte, daß sie mit etwas weit draußen im Weltraum in Verbindung stand, gelang es mir nie, dieses Wesen ebenfalls zu spüren. Auch hier auf Kapella nicht. Worum es sich bei ihm handelte, erfuhr ich erst jetzt — aus Sandys Gedanken."

"Ich hoffe, Ihre Erklärung ist einleuchtend, John", seufzte Tifflor. "Einleuchtender als diese Offenbarungen."

Stunden, nachdem die Pflanze Sandy Thorn absorbiert hatte, begann sie zu welken.

Viele tausend Jahre, nachdem ihr Same den Boden berührt hatte, starben ihre Blätter und Fangarme ab. Doch vorher löste sich etwas von dem Kadaver zweier ineinander aufgegangener und so verschiedenartiger Wesen.

Es war ein neuer Same, für den es hier keine Erklärung geben kann. Die psionische Energie zweier Wesen, vereint in einer Blase im Kosmos. Es wären nur Schlagworte, die das zu beschreiben versuchten, was aus Sandy Thorn und einer "Monsterpflanze" von Kapella II wurde.

Denn wir sind nur Menschen, die Sandys Weg in ein neues, phantastisches Leben nur bis zu einem ganz bestimmten Punkt zu folgen vermögen - wahrscheinlich ziemlich unten auf der Leiter.

*Peter Giese
Semmel's Hot Shots*

Ende November des Jahres 446 NGZ zeigten sich in der Milchstraße die ersten Anzeichen für das nahende Ende von Soho Tyglan. Die fünf Nakken, die zu seiner Unterstützung hier weilten, hatten die Verlorenen Geschenke der Hesperiden von Muun desaktiviert. Damit hatten sie Stygian ein entscheidendes Instrument geraubt, mit dem er seine Macht zu festigen gehofft hatte. Aber der Soho verfügte nach seinen eigenen Worten noch über andere Machtmittel. Insbesondere kontrollierte er das zentrale Black Hole der Milchstraße. Er hatte angedroht, dieses zur Explosion zu bringen. Der Untergang der ganzen Galaxis wäre damit besiegt gewesen.

Eines der Lebewesen der Milchstraße, die diese Entwicklung unmittelbar und doch indirekt miterlebt hatte, war die siganesische Biologin und Ex-Vironautin Jizi Huzzel. Die bei ihr auf Swoofon weilenden geheimnisvollen Zatara-Schwestern Comanzatara und Huakaggachua hatten ursächlich zu dieser Entwicklung beigetragen. Zunächst hatten sie eine drohende Gefahr prophezeit, dann eine gefühlsmäßig verwandte Person, die Kartanin Guang-Da-G'ahd, in der Ferne aufgespürt und diese schließlich besucht. Dabei hatte sich ergeben, daß die Zataras in einer engen Bindung zum Volk der Kartanin standen, weil sie offensichtlich beide der gleichen Heimat entstammten. Und daß Comanzataras ewige Suche eigentlich nur dem Ziel gedient hatte, wieder zu den Kartanin zu finden. Bei dieser Begegnung war der Nakk Arfrar zugegen gewesen. Arfrar hatte aus seiner fremdartigen Sicht die Richtigkeit der Prophezeiungen der Zataras bestätigt und schließlich gemeinsam mit seinen Artgenossen dafür gesorgt, daß die Verlorenen Geschenke der Hesperiden ihre Funktion verloren. Eine Gefahr war damit von den Völkern der Milchstraße abgewendet worden. Die andere war geblieben, und der Soho hatte seine Drohung, das Black Hole zu aktivieren, lautstark verkündet.

Vor diesem Hintergrund hatte sich Jizi Huzzel mit den beiden Zatara-Schwestern nach der Begegnung mit Guang-Da-G'ahd wieder in die Einsamkeit von Hulosstadt auf Swoofon zurückgezogen. Die Geschehnisse in der Milchstraße interessierten die drei Freundinnen nur am Rand, denn das Schicksal Comanzataras und Huakaggachuas schien weitgehend geklärt zu sein. Die Einsamkeit suchte die Siganesin aber auch noch aus einem anderen Grund. Sie besaß Wissen über die wahren Verhältnisse in der Mächtigkeitsballung ESTARTU. Und sie verfügte mit den beiden Zataras über Informationsquellen, die jederzeit aktiv werden konnten und die selbst über Geschehnisse in astronomischen Entfernungen von Millionen Lichtjahren zu berichten wußten.

Dem Soho war grundsätzlich bekannt, daß diese Trägerin eines für ihn gefährlichen Wissens noch existierte, zumal sein erster Versuch, Jizi Huzzel auszuschalten, vor sechzehn Jahren ebenso gescheitert war wie der jüngste.

Sicher, Stygian hatte jetzt andere und schwerere Probleme, denn die Galaktiker und die Kartanin hatten ihre Aktivitäten gegen ihn gesteigert, aber die Siganesin konnte sich noch nicht in Sicherheit wiegen, auch wenn sie fast alle Spuren ihrer jüngsten Vergangenheit verwischt hatte und in der Einsamkeit von Swoofon untergetaucht war.

1.

“Es gibt Neuigkeiten”, rief mir Comanzatara über das Parlafon zu, das ihre halb telepathischen und halb akustischen Worte verstärkte, als ich an diesem Morgen ihre Hütte in Hulosstadt betrat und die noch immer im hellen Rot leuchtenden Blütenköpfe der beiden Zatara-Schwestern bewunderte.

Hulosstadt bestand aus ganzen zwei Hütten. Und diese waren jede nur weniger als einen Meter hoch. Sie lagen in einer Mulde zwischen zwei kleinen Hügeln, auf denen nur spärlich Pflanzen wuchsen. Ich hatte damals bei meiner Ankunft

auf Swoofon ganz bewußt diesen Ort in der Einsamkeit gewählt und die Hütten von Dart Hulos, meinem einzigen Roboter, so anlegen lassen, daß sie nur aus einer Richtung sichtbar waren. Die Dächer waren ebenso sandfarben getarnt wie die Seitenwände, so daß bei oberflächlicher Betrachtung gar nicht zu erkennen war, daß hier etwas Künstliches existierte.

In der einen Hütte lebten in ihren Schüsseln mit Erdreich die beiden Zataraschwestern Comanzatara und Huakaggachua. Zu ihrem Inventar gehörte ferner eine größere Schüssel, die stets mit klarem Wasser gefüllt war. Daneben stand ein kleines Kühlgregat, dessen Kühlslangen in das Wasser reichten und dieses jederzeit binnen weniger Minuten zu Eis verwandeln konnten. Die Zataras brauchten von Zeit zu Zeit ein Eisbad, in dem sie in einer auch für mich als Biologin noch nicht ganz begreiflichen Art und Weise zerfielen, um regeneriert neu mit all dem früheren Wissen zu entstehen.

Die andere Hütte von Hulosstadt war mein regelmäßiger Aufenthalts- und Ruheort, wenn ich nicht gerade meinen Forschungsarbeiten in der freien Natur oder in meinen Pflanzungen nachging. Der Raum war groß und lang genug, um auch Dart Hulos Platz zu bieten. Allerdings mußte sich der Roboter dazu in die waagrechte Lage begeben, denn er war fast zwei Meter hoch. Hier stand auch normalerweise meine Virenschaukel, ein kleines und völlig autarkes Schiffchen, das mir damals bei meinem Aufbruch als Vironautin vom sich auflösenden Virenimperium zur Verfügung gestellt worden war. Die Virenschaukel diente mir auch als Küche, Schlafstätte und als Hygienekammer, denn sie verfügte über alle lebensnotwendigen Dinge und zudem über ein kleines Mehrzwecklabor und über eine eigene Intelligenz, die ich Vi-Seele genannt hatte. Der übrige Raum meiner Hütte war mit verschiedenen Laborgeräten eingerichtet, die ich im Lauf der Jahre in Swatran, der Hauptstadt Swoof ons, erworben hatte.

Damit waren die wichtigsten Fakten meines augenblicklichen Lebens schon umrissen. Von der Zukunft erwarteten meine beiden pflanzlichen Freundinnen, die, wie ich, davon ausgingen, daß sie aus der Mächtigkeitsballung ESTARTU stammten, keine Wunder. Wir hofften, daß die schreckliche Drohung, die der Soho verkündet hatte, gegenstandlos werden würde. Wir hofften, daß sich die Völker der Milchstraße mit den Kartanin aus M 33 einigen würden, vielleicht, um gemeinsam die Gefahren des Kriegerkults endgültig zu beseitigen.

Eine direkte Beteiligung an diesem Geschehen kam weder für mich, noch für die beiden Zataras in Betracht. Wir waren keine Kämpfer, auch wenn Comanzatara einmal vor sechzehn Jahren ihre unheimliche Fähigkeit bewiesen hatte. Damals hatte der Shad Oliver Grueter mich töten wollen. Und Comanzatara hatte es verhindert. Sie hatte sich durch diese Tat in einen Gewissenskonflikt gestürzt, aus dem sie sich erst nach Jahren hatte befreien können.

Auch besaß ich keine Waffen. Und selbst Dart Hulos, der als Roboter in mancher Beziehung ein Allroundkönner war, hatte keine. Meine Aufgabe sah ich in den biologischen Forschungsarbeiten hier auf Swoofon und an den Zataras selbst. Und diese wiederum würden geduldig warten, bis sich die intergalaktische Situation zwischen dem Reich ESTARTUS und der Milchstraße

so stabilisiert hatte, daß man ohne größere Gefahren auf die Suche nach der Heimatwelt der Zataras gehen konnte.

Ich erfuhr von den beiden Fraupflanzen durch ihren unbegreiflichen Wahrnehmungssinn hin und wieder, was sich in der Milchstraße tat. Mein Interesse daran beschränkte sich auf solche Dinge, die unser Leben in der Einsamkeit hätten betreffen können. Und davon war noch kaum etwas direkt zu spüren, wenngleich die Drohung des Sothos noch nicht verklungen war.

Ich ging jetzt davon aus, daß Comanzatara über neue Erfahrungen aus der Milchstraße berichten würde. Meine Neugier war daher nicht sonderlich groß.

“Ich höre”, antwortete ich und nahm auf dem Hocker zwischen den beiden Zataras Platz. “Was hat der Soho wieder ausgekocht?”

“Den haben wir gar nicht belauschen können oder wollen”, entgegnete Huakaggachua. Ich hatte es gelernt, die beiden Zataras an der Stimme zu unterscheiden, obwohl sie sehr ähnlich klangen und beide über das Parlafon zu mir sprachen. “Fast scheint es uns so, daß er sich psionisch gegen alles abschirmt, was seine Maßnahmen betrifft. Es kann aber auch sein, daß unsere Fähigkeiten hier im Augenblick versagen, weil unser Interesse daran gering ist. Wir waren nur auf der Suche nach unserer Heimat. Natürlich haben wir auch die nähere Umgebung überwacht.”

“Und habt ihr die Heimat gefunden?” fragte ich.

“Nein.” Jetzt sprach wieder Comanzatara. “Aber wir haben gemeinsam eine verbesserte Methode des Informationsempfangs entwickelt und damit geforscht. Es deutet ja alles, was wir von Guang-Da-G'ahd erfahren haben, darauf hin, daß wir aus ESTARTU oder allenfalls noch aus M 33 stammen. Meine Schwester und ich haben beide Räume abgehört. Außer der Majsunta-Hybride gibt es dort nichts, was mit uns direkt verwandt wäre. Und die Majsunta-Hybride befindet sich ganz sicher nicht auf unserer Heimatwelt.”

“Das bedeutet”, folgerte Huakaggachua, “daß unsere Heimatwelt entweder ganz vernichtet wurde, oder aber ...”

“Was nicht stimmen kann”, hakte ihre Schwester ein, “denn irgendein Zeichen hätten wir selbst dann noch finden müssen.”

“Oder aber”, begann Huakaggachua erneut, “es bedeutet, daß wir weder aus der Mächtigkeitsballung ESTARTU, noch aus M 33 stammen.”

Ich konnte die Sorgen meiner pflanzlichen Freundinnen gut verstehen. Helfen konnte ich ihnen bei ihren Nachforschungen nicht. Und außerdem war es für mich eigentlich unwichtig, woher sie stammten.

“Wir werden in Kürze einen neuen Versuch unternehmen”, erklärten sie gemeinsam. Sie konnten in der Tat parallel mit exakt dem gleichen Wortlaut sprechen. “Dazu müssen wir uns aber in eine entsprechende Stimmung versetzen. Wir brauchen Musik. Bei der Nahüberwachung von Swoofon haben wir herausgefunden, daß eine Musikgruppe in Swaft auftreten wird. Wir werden diese besuchen gehen.”

“Ihr wollt in eine Musikshow gehen?” lachte ich.

“Ja”, behauptete Huakaggachua ganz ernst. “Natürlich müssen wir ein paar

Vorbereitungen aus Tarnungsgründen treffen. Ich hoffe, daß du uns dabei hilfst."

Da hatte ich keine Einwände, und das ließ ich die beiden wissen.

"Die Gruppe kommt übrigens aus dem Solsystem", meinte Comanzatara. "Und sie nennt sich ‚Semmel's Hot Shots'."

"Hot Shots", sagte ich. "Heiße Schüsse! Wenn das mal kein böses Omen ist."

Das Lachen der Zataras zerstreute meine Bedenken schnell wieder.

2.

Am nächsten Tag erfuhr ich, was Comanzatara und Huakaggachua sich unter den Worten "Vorbereitung aus Tarnungsgründen" vorgestellt hatten. In ihren Schüsseln mit Erdreich hätten sie ja trotz aller Aufgeschlossenheit auf Swoofon schlecht in einem Musikkonzert erscheinen können. Außerdem wußten wir alle drei, daß es nicht nur äußerst unklug sein würde, sich in der Originalgestalt in der Öffentlichkeit zu zeigen, sondern auch gefährlich.

Huakaggachua erklärte mir, was sich die beiden Zatara-Schwestern ausgedacht hatte.

"Wir nehmen natürlich Dart Hulos. Wir haben ja beide bequem in seinen Beinen Platz. Du kannst auch gern mitkommen, Jizi, denn dein Platz ist ja im Rumpf. Da wäre noch ein Problem. Es könnte ein paar Geister wecken, wenn ein Roboter in ein Musikkonzert geht. Deshalb müßte sich Dart tarnen. Wir stellen uns vor, daß er sich als schmalbrüstiger Ertruser verkleiden könnte. Oder als Springer. Vielleicht auch als dicker Terraner."

"Ihr spinnt", lachte ich. "Aber ich helfe euch. Wenn ihr meint, daß Musik euch so anheizen kann, daß ihr gemeinsam in euren Geisteswanderungen eure Heimat findet, dann unterstütze ich jede Bemühung."

"Wir sind dir sehr dankbar." Ich spürte, daß Comanzatara das ehrlich meinte. "Wir brauchen wirklich musikalische Impulse, um in unseren gemeinsamen Bemühungen eine Stimmung zu erzielen, die weiter reicht. Weiter als nach den Galaxien ESTARTUS oder nach Pinwheel."

"Ihr meint also", dachte ich laut, "ihr könnet eure Heimat an einem anderen und noch weiter entfernten Ort finden?"

"Ob der Ort nah oder fern ist, spielt keine Rolle. Wir wollen ihn finden. Wir brauchen Klarheit über uns. Wir sind nur ganze zwei Wesen unseres Volkes. Wir wissen aber, daß es noch andere Zataras geben muß. Es ist undenkbar, daß wir allein sind.. Auch die vor langen Zeiten eingefangenen Zataras, die die unterdrückte Majsunta-Hybride bilden, können nicht unser ganzes Volk darstellen. Wir haben uns nicht in der Mächtigkeitsballung ESTARTU gefunden. Und auch nicht in M 33. Da muß aber etwas sein. Irgendwo, Jizi. Und das wollen wir finden."

"Regt euch nicht auf." Ich versuchte, die beiden Frau-Pflanzen mit meinen Worten zu besänftigen. "Ich helfe euch ja, wo immer es geht. Aber ich habe mir auch meine Gedanken gemacht. Unsere Welt hier in Hulosstadt ist sehr ruhig. Wir haben keine Musik. Ich wußte nicht, daß ihr so etwas braucht. Und wenn es

nur um etwas Musik geht, meine lieben Freundinnen, so kann ich die auch hierher holen. Der Aufwand ist gering. Es gibt milchstraßenweit Programme, nur fehlt uns eine geeignete Empfangseinrichtung. Ich kann diese aber besorgen."

"Danke." Jetzt sprach Huakaggachua. Sie wirkte etwas enttäuscht. "Wir brauchen den originalen Kontakt. Wir brauchen lebende Musik. Auf Swoofon gibt es so etwas normalerweise nicht. Wir könnten auch auf einen ferneren Planeten wechseln, um uns richtig für die gemeinsame Geisteswanderung aufzuheizen, aber dann wären wir länger und weiter von dir fort. Und das wollen wir nicht. Wir bitten dich, unseren Wunsch nach Originalität zu unterstützen. Nur das hilft uns weiter, um unsere Heimat zu finden."

Ich gab diesen Versuch auf.

"In Ordnung. Die Umbauarbeiten für Dart Hulos machen einiges Material erforderlich. Und sie brauchen auch etwas Zeit. Wann werden denn diese 'Hot Shots' auf Swoofon erscheinen?"

"Die Vorverhandlungen sind schon vor längerer Zeit geführt worden. Das war an dem Tag, an dem uns Ferbelin Destowitsch als Fjeddo Denoover mit seiner Frau Clarence mit ihren Kampfrobotern aus der Patsche holte. Der Vertrag für die drei Auftritte wird heute abend geschlossen werden", antwortete Huakaggachua. Ich merkte wieder einmal, wie merkwürdig meine Beziehung zu den beiden weiblichen Pflanzen war, die auch ein Stück in die Zukunft sehen konnten, ohne dabei jemals im Detail wirklich konkret zu werden. "Der erste Auftritt wird dann in drei Tagen erfolgen. Er findet in einem Vorort von Swatran statt, der Kerbelink genannt wird. Dann folgt nach einem Ruhetag der zweite Auftritt in der Südstadt Perfensoon. Den Abschluß bildet ein Konzert in der swoonschen Glück-auf-Halle in Swatran."

"Danke für die Informationen." Das klang ein wenig skeptisch, denn das rechte Verständnis für das Begehrten der beiden Zataras hatte ich nicht. "Ich fliege noch heute mit meiner Virenschaukel nach Swatran, um das Material zu besorgen, daß ihr für Dart Hulos' Verkleidung braucht. Er wird wie ein junger Ertruser aussehen, der hier seinen Urlaub macht. Aber eins muß ich euch noch fragen. Ist da nicht irgend etwas faul an der Sache? Die erfreuliche Röte eurer Blütenköpfe, die Frohsinn, Glück und Zufriedenheit signalisiert, hat doch etwas nachgelassen. Oder irre ich mich da?"

"Es ist alles in Ordnung, Jizi", beruhigte mich Comanzatara. "Unser Glück ist etwas getrübt, weil wir unsere Heimat finden wollen, es aber noch nicht können. Und dann haben wir uns auch Gedanken darüber gemacht, daß du unserem Begehrten vielleicht nicht zustimmen würdest."

"Ich bin schon so gut wie unterwegs", antwortete ich. "Ich habe nichts dagegen, wenn ihr euch 'Semmel's Hot Shots' in die Ohren zieht und dadurch - vielleicht - eure Heimatwelt irgendwo in den Fernen des Alls findet."

Sie sagten gemeinsam: "Danke, Jizi!"

Ich hatte ein paar Bekannte in Swatran, die ausschließlich Swoon waren. Die lieben Kerle, von denen meine Vorfahren von Siga in der Vergangenheit viel gelernt hatten und die Freunde meines Volkes geworden waren, gehörten und paßten in meine Welt. Auch wenn vielleicht einer von ihnen unbeabsichtigt vor wenigen Wochen das Killerkommando der beiden Shada Sandro Andretta und Gerard Hoegener auf meine Lebensfährten gelenkt hatte, so konnte das nichts an unserer Freundschaft ändern. Natürlich legte ich meine übliche Maske an, als ich in Richtung Swoofon startete. Ich sah nicht mehr wie eine 816-jährige Siganesin aus, sondern wie ein swoonscher Jüngling, der mit seinem flotten Schlitten (meiner Virenschaukel, die dieses Spiel der Tarnung exzellent unterstützte) kaum auffiel.

Die Besorgung der Materialien für die Tarnung von Dart Hulos als jugendlichen Ertruser bereitete mir keine Probleme. Meine swoonschen Freunde halfen mir auch in diesem Fall diskret und ohne Probleme. Daß ich zahlungsfähig war, wußten sie, denn meine Verkäufe von wissenschaftlichen Untersuchungsergebnissen, von denen ich mich fast ausschließlich ernährte, wickelte ich ja auch über sie ab — unter dem Pseudonym "Hermann Bergheimer". Das Pseudonym klang sehr terranisch, und das trug wiederum dazu bei, daß die Honorare für meine Studien eher stiegen als fielen.

Das lief alles glatt. Nur eins machte mich stutzig, als ich gegen Mittag die Hauptstadt der Swoon wieder verlassen wollte.

In Swatran leuchteten bereits an allen Ecken und Enden die fluoreszierenden Bilder und Schriften auf, die die Konzerte von "Semmel's Hot Shots" ankündigten. Meine zatarischen Freundinnen hatten doch davon gesprochen, daß der Vertrag für die Konzerte erst an diesem Abend geschlossen werden würde. Eigentlich durfte dieser Werberummel doch noch gar nicht existieren. Ich tröstete mich mit verschiedenen Gedanken. Vielleicht hatte ich etwas falsch verstanden. Oder ich hatte nicht richtig zugehört. Oder die Swoon hatten das alles nur abgezogen, weil sie sich nach den Vorverhandlungen sehr sicher waren, daß "Semmel's Hot Shots" auch tatsächlich kommen würden.

In diesen trüben Zeiten unter der Fuchtel von Sotho Tyg lan war es sowieso ein kleines Wunder, daß so etwas problemlos über die Bühne ging.

Ich studierte auch die Bilder von "Semmel's Hot Shots". Die Gruppe bestand - zumindest nach dem dreidimensionalen Bild zu schließen — aus acht Musikern. Faszinierend an ihnen war, daß sie alle mit ganz antiken Instrumenten "bewaffnet" waren. Ich kannte diese Instrumente gar nicht alle, aber es war eine altertümliche Gitarre darunter, eine museumsreife Posaune und eine wohl bei Ausgrabungen gefundene Trompete. Am auffälligsten war aber der riesige Kasten, der nach seinem Aussehen bestimmt keinen High-Tech-Synthesizer oder auch keinen positronisch gesteuerten Multi-Memory-Selfcreating-Automatic-Composer enthielt. Es handelte sich ganz offenbar um ein originales Klavier. Auch wenn der Mann, der dort — auf dem Bild werbetechnisch perfekt gesteuert - in die Tasten hämmerte, weckte meine Aufmerksamkeit. Waren doch alle Mitglieder der Gruppe Terraner, so handelte es sich bei diesem

offensichtlich um einen verkappten Medizinmann aus dem Volk der Aras. Daß diese Typen sich für Musik interessierten oder sie gar produzierten, war für mich neu. Normalerweise bastelten sie doch nur mit ihren Drogen und Säften herum, die sie Medikamente nannten.

Mir wurde nichts klar. Vor allem nicht, was meine beiden zatarischen Pflanzenfreundinnen von dieser Art Musik erhofften, von der ich ein paar Kostproben zu hören bekam. War das wirklich die richtige Medizin, die ihre Geister beflügeln konnte, um die Heimat zu finden?

Ich konnte das nicht glauben.

Egal. Ich klemmte die Antigravplattform, auf der das Material für Dart Hulos' Verkleidung verladen war, unter meine Virenschaukel und trat den Rückflug in die Einsamkeit von Hulosstadt an.

Comanzatara und Huakaggachua begrüßten mich voller Heiterkeit. Die Röte ihrer Blütenköpfe war auch wieder etwas intensiver geworden. Das weckte auch meine Lebensgeister. Die Erinnerung an das dunkle Blau, das ich bei Comanzatara seit unserer ersten Begegnung erlebt hatte, das Blau, das Trauer und eine verzweifelte Suche enthalten hatte, war noch da. Jetzt war das Rot schön und mitreißend. Es war völlig klar; ich würde die beiden in jeder Hinsicht unterstützen.

Dart Hulos bekam die entsprechende Anweisung. Der Roboter besah sich die Dinge, die ich aus Swatran mitgebracht hatte. Dann machte er sich an die Arbeit. Noch bevor die Nacht sich über Hulosstadt senkte, sah er wie ein junger Ertruser aus, der einen besonders wilden Bürstenhaarschnitt auf dem Kopf trug und sich nur danach zu sehnen schien, in ein Live-Konzert zu gehen.

Ich sagte nichts dazu. Auch nichts zu der begeisterten Zustimmung der beiden Zataras. Mein nächstes Forschungsprogramm wartete auf mich. Ich hatte oberhalb von Hulosstadt vor sieben Wochen einen künstlichen Pflanzensamen ausgelegt. Wenn meine wissenschaftlichen Berechnungen richtig gewesen waren, müßten morgen die ersten Keimlinge ihre Lebensprossen aus dem Erdreich treiben. Das interessierte mich. Vielleicht gelang es mir, mit dieser Neuzüchtung, an der ich Jahre gearbeitet hatte, einen Durchbruch in der Erzeugung einer wirklichen Multi-Vitamin-Pflanze zu erzielen.

Sollten sich die Zataras ihre Ohren von "Semmel's Hot Shots" anknabbern lassen! Mich berührte das wenig. Und — im übrigen - sie besaßen gar keine Ohren.

4.

Nach zwei Tagen des völligen Alleinseins kehrte Dart Hulos wieder zurück. Aus seinen Beinen versetzten sich die Zataras in ihre Schüsseln. Sie nannten das räumliches Versetzen, und es war wohl eine Art Teleportation. Aber das kannte ich ja. Sie versanken in Stille. Ich hörte kein Wort von ihnen. Meine Vermutung lief auf zwei Gleise hinaus. Entweder war das Konzert im Swatran-Vorort Kerbelink ein Reinfall gewesen, oder sie gingen jetzt gemeinsam auf die Gedankenreise zum Ursprungsort ihrer Vorfahren.

Von meinen hundert Keimlingen waren sieben aufgegangen. Sie zeigten ganz einseitig die klaren Merkmale eines der sieben Elternteile. Die anderen sechs Ursprünge waren genetisch oder biologisch oder einfach natürlich unterdrückt worden. Mein Experiment war gescheitert. Ich mußte einen neuen Anfang suchen. Und das würde ich tun.

Ich war noch so in meine Gedanken versunken, daß ich den Ruf aus dem Parafon erst beim dritten Mal hörte. Es war Comanzatara. Vergessen war der fehlgeschlagene Züchtungsversuch einer Altbiologin. Ich hing an den Zataras. Und wenn eine von meinen beiden pflanzlichen Freundinnen rief, dann gab es für mich kein Halten.

Ich setzte mich auf den Hocker zwischen den beiden Blütenschüsseln und positionierte das Parafon, jenes kleine Gerät der Virentechnik, das nicht nur akustische Signale, sondern auch die telepathischen Gedanken verstärken und verdeutlichen konnte, in meinem Schoß.

“Ich bin da”, sagte ich.

“Wir wissen das”, antworteten sie gemeinsam. “Es tut uns leid, daß dein Experiment keinen Erfolg hatte. Das sind Dinge, von denen wir nichts verstehen. Wir sind Sammler von Informationen, wenn wir aktiv eingreifen, sündigen wir.”

“Ich weiß das. Ihr habt mich gerufen. Wollt ihr mir erzählen, wie es bei ‚Semmel's Hot Shots' war?”

Erst einmal bekam ich keine Antwort. Dann sagte Huakaggachua:

“Wir wollen dich etwas fragen.”

“Fragt!”

“Du bist Wissenschaftlerin deines Volkes, Jizi. Du bist Biologin. Du interessierst dich vordergründig für alles, was lebt. Wir kennen viel von dir, aber das ist nur ein Bruchteil. Nach unserer Meinung muß sich eine Wissenschaftlerin auch für Bereiche interessieren, die etwas abseits des ureigenen Interessengebiets liegen. Ist das bei dir so?”

“Es ist so”, antwortete ich. “Aber das wißt ihr doch. Ihr könnt doch meine Gedanken erfassen.”

“Wir können nur das erfassen, was wir mit unserer Psyche erfassen wollen.” Sie sprachen wieder parallel. “Und das ist manchmal nicht viel. Wir sind Sammler, keine Forscher. Wir brauchen eine Antwort auf eine ganz entscheidende Frage. Du lebst in diesem Universum, in dem die Milchstraße mit der Erde Terra, den Planeten Siga oder Swoofon oder mit einer Milliarde anderer Planeten ein Stück ist. Dieses Stück Materie ist aber nur ein lächerlich kleiner Bruchteil dessen, was dieses Universum ausmacht. Das weißt du. Es gibt mehr als eine Milliarde anderer Sterneninseln, in denen Milliarden von Planeten um ihre Sonnen kreisen. In seiner Begrenztheit ist dein Universum doch unendlich für deine Begriffe.”

“Was ihr sagt”, antwortete ich etwas scheu, “entspricht meinem Weltbild. Ich glaube auch, daß ihr dieses besser versteht als ich. Warum wollt ihr mich dann noch etwas fragen?”

“Es gibt nicht nur Siga oder Terra. Oder Ertrus und Swoofon.” Sie sprachen wieder im Duett. “Es gibt nicht nur die Milchstraße und Andromeda, nicht nur Erendyra und Siom Som, nicht nur die Mächtigkeitsballungen von ES und ESTARTU. Es gibt vielleicht mehr.”

“Es gibt mehr.” Mir war noch unklar, was die beiden weiblichen Pflanzen wirklich wollten. “Das ist sicher.”

Eine Pause trat ein, in der die Farben der leuchtenden Blütenköpfe schnell zwischen einem scheuen Rot und einem blassen Blau wechselten. Schließlich leuchtete Comanzatara heller auf. Und sie stellte auch die Frage, auf die ich gewartet hatte:

“Gibt es neben diesem Universum, in dem du lebst, noch andere Universen?”

Ich spürte die Bedeutung, die in diesen Worten mitschwang. Ich wurde mir bewußt, daß die beiden Zataras nicht nur biologisch fremdartig für mich waren, obwohl ich fast die halbe Milchstraße kannte und nach Pflanzenarten durchforscht hatte.

“Es gibt eine Zahl von Universen”, antwortete ich, “die unendlich und doch begrenzt ist. Unendlich und doch begrenzt, so ist unser Kontinuum auch.”

“Unseres?” “Unseres?” Sie sagten es beide nacheinander. Es klang wie ein Hohn, wie ein Vorwurf, wie ein Beweis der absoluten Kurzsichtigkeit.

Ich versuchte, mich zu verteidigen. “Perry Rhodan und viele seiner Mitstreiter waren in anderen Universen, nicht oft, aber da war das Rote Universum der Druuf, das Paralleluniversum in der Vorphase des kosmischen Schachspiels zwischen ES und Anti-ES, da war ...”

“Warum hast du uns das nie gesagt? Warum?” Das war wie ein verzweifelter Schrei aus der Sehnsucht des Erkennenwollens.

Ich verstand sie wieder nicht zur Gänze.

“Ihr seid Sammler von Informationen”, sagte ich. “Ich dachte, daß solche Dinge für euch selbstverständlich sind.”

“Es gibt also andere Universen.” Huakaggachua wirkte wie befreit. “Die Zahl der anderen Universen ist unwichtig. Du sagst, es gibt sie. Wir haben keinen Grund, an deinen Worten zu zweifeln. Wir wissen eigentlich nur Fakten, und auch die nicht alle. Wissenschaftliche Zusammenhänge sind uns meist fremd.”

Auch Comanzatara war nun gelöster, aber was sie äußerte, machte mich doch sehr nachdenklich.

“Wir haben im gemeinsamen Ausflug unserer Geister, angeheizt durch die Musik, einen Weg zu unserer Heimat gefunden. Wir haben diese noch nicht erkannt. Aber wir vermuten, daß sie nicht in diesem Universum liegt. Wir stammen weder aus Pinwheel, noch aus der Mächtigkeitsballung ESTARTUS. Wir stammen gar nicht aus diesem Raum. Wir kommen aus Tarkan! Tarkan ist unsere Heimat. Und wir werden dort in Tarkan, in dem, Jizi, was für dich ein anderes Universum ist, auch noch unsere Heimat entdecken. Denn mit der Musik von ‘Semmel's Hot Shots’ werden unsere Gedanken geöffnet, und wir können gemeinsam auf eine geistige Entdeckungsreise gehen, die unsere Fragen beantworten wird.”

5.

Ich hatte es geahnt. Aber das es so schlimm kommen würde, hatte ich nicht vermutet. Die Zatara-Schwestern waren fast besessen von der Idee, sich durch einen zweiten Musik-Schub in die Lage zu versetzen, in dem angeblich existierenden Universum Tarkan ihre Heimatwelt zu entdecken. Ich hatte keine Einwände gegen diese Bestrebungen. Als sie aber erwähnten, ich sollte sie auf dem Ausflug in die Südstadt Swoofons, nach Perfensoon, begleiten, erteilte ich ihnen eine klare Absage. Dann kam ihre Bitte, allein unter der Maske des Roboters Dart Hulos zum nächsten Konzert von "Semmel's Hot Shots" gehen zu dürfen. Und da willigte ich ein.

Ich durfte es meinen Freundinnen nicht verwehren, sich so aufzuheizen, daß sie mit ihrem geistigen Vorstoß in ein anderes Universum nicht doch eine Chance fanden, sich selbst zu verstehen und ihre Heimat zu finden. Sie zeigten sich sehr enttäuscht darüber, daß ich mich weigerte, das Wiederholungskonzert der "Semmel's Hot Shots" ebenfalls zu besuchen. Ich war Wissenschaftlerin, Biologin. Ich hatte Aufgaben. Und eine davon war gerade jetzt so gescheitert, daß mich Musik bestimmt nicht aufmuntern oder zu neuen Gedanken führen konnte. Nein! Das sollten sie allein machen, die beiden Zataras in den Hohlräumen der Beine meines Dart Hulos.

Sie akzeptierten meine Ablehnung nur zögernd. Der Blauschimmer ihrer Blütenköpfe signalisierte etwas Enttäuschung, aber das war mir egal. Die Öffentlichkeit interessierte mich wenig. Die antike Musik von "Semmel's Hot Shots" noch weniger. Die zündende Idee, mit der ich mein gescheitertes Züchtungsexperiment aus dem Feuer gerissen hätte, fehlte mir aber auch noch. An ein Aufgeben dachte ich aber auch jetzt nicht.

Ich versenkte mich in meine Studien und Berechnungen. Ich machte erneut Tests mit den Pflanzensamen, untersuchte ihre genetischen Strukturen, mischte sie in den Retorten zusammen und stellte fest, daß ich keinen Fehler begangen hatte. Keinen? Im Labor stimmte alles. Nur die Natur spielte eine andere genetische Violine. Deren Saiten kratzten in meinen Ohren, und die Töne klangen noch schlimmer als die von "Semmel's Hot Shots".

Die Zeit war für mich kein Maß, aber irgendwann schob sich Dart Hulos' enttarnter Leib wieder in meine Hütte. Seine Gegenwart riß mich aus meiner Arbeit. Ich eilte hinüber in das andere Häuschen und sah Comanzatara und Huakaggachua brav in ihren Schüsseln. Das zweite Konzert von "Semmel's Hot Shots" war vorüber. Sie neigten sich ihre strahlenden Blütenköpfe entgegen, aber sie reagierten nicht auf mein Kommen. Das Parlafon gab nicht einmal ein leises Rauschen von sich. Mir war sehr schnell klar, daß sich die beiden Zataras wieder auf einer geistigen Forschungsreise nach dem angeblichen Tarkan befanden. Für mich bedeutete das Schweigen und Zurückhaltung. Und da ich auch müde war, zog ich mich in meine Hütte zurück. Die Liege der Virenschaukel lud mich zum Schlaf ein.

Als ich durch den Schrei aus dem Parlafon erwachte, wußte ich im ersten

Moment nicht, wieviel Zeit vergangen war. Meine Freundinnen riefen mich. Ich bat die Vi-Seele der Virenschaukel, mir einen mittelstarken Kaffee zu brauen. Noch bevor sie diesen Wunsch bestätigte, hüpfte ich über die Bordwand nach draußen. Die Tür meiner Hütte stand offen. Der helle Morgen empfing mich mit seinen lauwarmen Armen und begleitete mich zu Comanzatara und Huakaggachua.

Die biologischen Lichter der Blütenköpfe meiner Freundinnen flackerten nervös, aber in strahlendem Rot. Ihre innere Stimmung war also gut. Da ich mir sicher war, daß sie meine Gegenwart spürten, sagte ich nichts. Ich suchte meinen Platz auf dem Hocker zwischen den beiden Töpfen und wartete. Noch tuschelten Comanzatara und Huakaggachua auf ihre unhörbare und kaum begreifliche Art. Das war keine Telepathie. Das mußte etwas Innigeres sein. Ich wollte es wissenschaftlich verstehen, aber in mir war ein Signal, das dieses Drängen jetzt entschieden verneinte.

Laß sie so, wie sie sind! sagte diese Stimme.

“Unsere Fühler waren im Universum Tarkan”, teilte mir Comanzatara etwas plötzlich mit. “Wir haben Fragen gefunden, aber auch Wahrheiten. Willst du eine Wahrheit hören, Jizi Huzzel?”

Ich schwieg. Eine Antwort wäre hier unpassend gewesen.

“Wir Zataras stammen aus dem Universum namens Tarkan. Hier gibt es zwei von uns, die noch leben. Aldriuzatara lebt wohl nicht mehr. Und unsere Mutter Kera-Hua-Zatara von Ijarkor bestimmt auch nicht. Die Majsunta-Hybride ist gewaltsam entfremdet worden. Das ist die Geschichte der Zataras in Meekorah. Meekorah bedeutet dein Universum. Unsere Galaxis heißt Hangay, unser Universum Tarkan. Und dort ist unsere Heimat.”

Sie wirkten beide wie berauscht. Sie erzählten von Tarkan und Hangay wie von einem Paradies, bis ich merkte, daß sie sich in einem Traum aus imaginären Wünschen, Vergangenheit und Zukunft befanden. Sicher war da etwas Wahres dran, aber ich mußte die Zataras aus diesem Dasein reißen. Sie steigerten sich in sehr unwirkliche Dinge.

“Ruhe!” brüllte ich. “Tarkan, Meekorah und Hangay. Das sind doch alles Phantastereien. Kommt auf den Boden der Tatsachen zurück! Oder haben euch ‚Semmel's Hot Shots' mit ihrer Musik so eingelullt, daß ihr nicht mehr richtig unterscheiden könnt?”

“Wir können unterscheiden. Tarkan ist eine Realität. Hangay auch. Unsere Heimat dort haben wir noch nicht gefunden, aber wir haben sie gespürt. Sie ist also dort. Und nach der nächsten musikalischen Inspiration durch ‚Semmel's Hot Shots' werden wir sie auch sicher finden.”

“Das heißt also”, stellte ich ernüchtert fest, “daß ihr das Abschlußkonzert von ‚Semmel's Hot Shots' in der Glückauf-Halle' von Swatran auch noch besuchen wollt.”

“Ja!” erklangen beide Stimmen aus dem Parlafon. “Wir haben nur eine Bitte an dich, Jizi. Komm diesmal mit uns. Es wird sich lohnen. Du wirst Neues spüren, das dich auch bei deinen Forschungsarbeiten unterstützen wird.”

“Nein!” erklärte ich sehr entschieden. “Ich komme nicht mit. Und über diesen Punkt wünsche ich auch keine Diskussion mehr. Hört ihr euch die sieben Terraner an und den Ara-Doktor am Klavier, aber laßt mich damit in Ruhe.” Die Farbe ihrer Blütenköpfe wechselte schnell von einem zögernden Rot in ein unsicheres Lila. Das traurige Blau erreichte sie jedoch nicht. Ich wußte, daß ich am übernächsten Tag wieder allein in Hulosstadt sein würde. “Semmel's Hot Shots” lockten!

Ein gutes Gefühl hatte ich nicht dabei.

6.

Das ist der Bericht der beiden Zatara-Schwestern nach der Rückkehr vom Abschlußkonzert dieser merkwürdigen Musiker, die sich “Semmel's Hot Shots” nannten und nach der anschließenden Meditation. Sie sprachen schnell, aufgereggt und im Wechsel. Huakaggachua begann.

“Unsere Gedanken waren in Tarkan. Unsere Gedanken waren in einem traurigen und halbtoten Universum. Das düsterrote Leuchten im Hintergrund ist da. Es ist sehr deutlich da, Jizi. Es verkündet die Botschaft des Todes. Tarkan stirbt, es verlöscht. Und keiner weiß, warum. Wir haben nicht nur das erkannt. Wir wissen jetzt leider auch, daß einige hundert von uns - oder waren es nur einige Wenige? - vor urlanger Zeit, vielleicht vor 5000 Jahren deiner Zeitrechnung, vielleicht vor 50 000 Jahren, von Tarkan nach Meekorah kamen. Und mit diesen, mit Comanzatara, die Kartanin, für die wir Informationen sammelten. Wir lieben die Kartanin, denn sie sind agil, aktiv und tatenkräftig. Wir Zataras sind das normalerweise nicht, wir sammeln nur Informationen, weil wir nichts anderes wollen oder dürfen.”

Nun war Comanzatara an der Reihe.

“Wir erlitten damals beim Wechsel mit dem NARGA SANT von Tarkan nach Meekorah alle einen gewaltigen Schock, denn dieses Universum war für uns doch sehr fremdartig. Unsere Erinnerungen wurden geraubt oder verfälscht, unsere Fähigkeiten verflachten oder veränderten sich. Wir Zataras wurden in alle Winde zerstreut. Die meisten fielen den damaligen Machthabern von ESTARTU in die Hände. Sie wurden gefangen und nach Majsunta gebracht, um für diese nun als Hermaphroditische Präkognostiker tätig zu sein. Aber auch alle diese Zataras mußten sich in einem schier endlosen Prozeß an dieses Universum anpassen. Dieser Prozeß dauert noch an. Er hat sich bei mir beschleunigt, da ich auf Huakaggachua traf, die erst kürzlich mit einem anderen Projekt aus Tarkan nach Meekorah gelangte und dabei einen ähnlichen Schock erlitt wie seinerzeit ich. Auch jetzt sind die Lücken in meiner Erinnerung noch größer als das Wissen. Ich weiß nicht, warum ich damals den Kontakt zu meinen Artgenossen und zu den Kartanin verloren habe, aber es hat den Anschein, daß ich gemeinsam mit unserer Mutter Kera-Hua-Zatara noch rechtzeitig fliehen konnte, bevor wir nach Majsunta gebracht werden sollten. Auch Aldruizataro muß ein solches Schicksal erlitten haben. Wir Fliehenden verloren aber auch den Kontakt untereinander.”

Huakaggachua ergriff wieder das Wort.

“Du wirst staunen, Jizi, wenn ich dir von Tarkan berichte. Unsere Heimatwelt haben wir dort noch nicht gefunden. Wir mußten die Gedankensuche abbrechen. Aber wir waren auf der richtigen Spur. Zuerst entdeckten wir einen mutierten männlichen Zartara, der sich ohne Erdreich auf seinen Wurzeln bewegen konnte. Sein Name lautet Zartaru-Otara. Und mehr noch, Jizi. Es gibt einen Plan, der uralt ist, um das sterbende Tarkan zu retten. Teile, die Leben tragen, suchen ein anderes Universum auf — sie kommen nach Meekorah. Und das Volk, das der Vorreiter dieser ungeheuerlichen Maßnahme ist, müssen die Kartanin sein.”

Nach einer kurzen Pause sprach Comanzatara weiter.

“Jizi, die Auftritte von .Semmel's Hot Shots' waren in zweifacher Hinsicht ein großer Erfolg. Uns hat diese Musik inspiriert. Sie hat uns geholfen, unsere Fähigkeiten gemeinsam in einem Maß zu entfalten, das wir für unvorstellbar gehalten haben. Sicher spielt bei unserem Vorstoß nach Tarkan auch die Tatsache eine Rolle, daß Teile der Galaxis Hangay bereits hier in Meekorah angekommen sind. Dadurch besteht etwas, was uns die Mentalbrücke erst schlagen ließ. Der Erfolg der Musiker besteht aber darin, daß es ein zusätzliches Konzert geben wird, denn die ‚Glück-auf-Halle' von Swatran war bis auf den letzten Platz ausverkauft. Ohne diese Musik können wir keine neue Brücke nach Tarkan schlagen. Ohne dieses allerletzte Konzert werden wir unsere Heimat nicht finden. Akzeptiere daher bitte, daß wir es aufsuchen müssen. Und akzeptiere auch die Bitte, uns diesmal zu begleiten. Du wirst sehen, daß auch deine ewig forschenden Gedanken davon profitieren werden.”

7.

Da ich mit meinen Versuchen sowieso in eine Sackgasse geraten war, willigte ich ein. Ich war auch damit einverstanden, daß Dart Hulos diesmal das ganze Konzert in Wort und Bild aufzeichnen sollte. Die Zatara-Schwestern versprachen sich davon für spätere ‚Aufheizmanöver' zwar nicht die Wirkung des Originalkonzerts, aber sicher war eine Konserven besser als gar nichts.

Wir trafen unsere Vorbereitungen am nächsten Tag. Die Virenschaukel sollte in Hulosstadt bleiben, da sie bei Dart Hulos' Tarnung als junger Ertruser nicht mehr in seinen Rumpf paßte. Der Roboter besaß ja auch ein eigenes Flugsystem, auf das ich notfalls zurückgreifen konnte. Die beiden Zataras versicherten mir, daß das nicht erforderlich sein würde, denn die geringen Entfernungsbereitungen ihnen bei den räumlichen Versetzungen keine Schwierigkeiten.

Ich war vorsichtig und schaltete zudem eine Funkverbindung zwischen Dart und der Vi-Seele. Comanzatara lachte mich deshalb aus, aber ich ließ mich nicht irritieren.

“Meine Schwester und ich haben in die nahe Zukunft gelauscht”, erklärte sie mir. “Da gibt es nichts Besonderes zu berichten, außer daß wir eine Überraschung erleben werden. Natürlich ist uns längst klar, worin diese Überraschung bestehen wird, auch wenn wir keine Einzelheiten sehen können. Wir werden unsere Heimatwelt entdecken.”

Die Euphorie der beiden gefiel mir nicht, aber ich machte gute Miene zu diesem Spiel. Ich konnte mir auch nicht vorstellen, daß mich Musik bei meinen wissenschaftlichen Arbeiten beflügeln würde.

Als letzte Maßnahme installierte Dart ein Aufzeichnungsgerät aus meinem Laborvorrat in seinem Brustkorb. Dann machten wir uns auf den Weg. Comanzatara und Huakaggachua versetzten uns gemeinsam an den Strand des kleinen oberirdischen Teiles von Swatran. Hier lebten etwa zwei Millionen Swoon, die größere Zahl davon unter der Oberfläche.

Ich kannte diese Riesenstadt nur in einigen Bereichen und überließ daher den beiden Zataras und Dart Hulos den weiteren Weg. Auch die "Glück-auf-Halle" war mir kein Begriff. Zielsicher steuerte der Roboter eine der Schachtanlagen an, die in die Tiefe führten. Bereits hier begegneten uns viele Swoon, aber sie nahmen von dem scheinbaren Ertruser kaum Notiz. Fremde gehörten seit Jahrhunderten zum normalen Bild dieser Welt.

Mir gegenüber gab ich zu, daß ich mich bei einem Besuch in Swatran noch nie so unwohl gefühlt hatte wie an diesem Tag. Vielleicht war es nur der Zwang, etwas zu tun, was nicht meinen Interessen entsprach. Für eine böse Ahnung hatte ich ja keinen Grund. Auf die visionären Fähigkeiten meiner beiden pflanzlichen Freundinnen konnte ich mich verlassen.

Wir sanken durch einen Antigravschacht auf die unterste Etage. Transportbänder halfen uns, den Weg fortzusetzen. Wir näherten uns einem Sektor von Swatran, den ich gar nicht kannte. Comanzatara und Huakaggachua schwatzten miteinander wie ausgelassene Kinder. Sie freuten sich auf das Konzert. Und sie freuten sich auf das Gefühl, das ihnen die Musik vermitteln würde. Sie würden sich davon so beflügelt sehen, daß die Suche nach ihrer Heimat mit Bestimmtheit ein Erfolg werden würde.

Ich nahm beiläufig zur Kenntnis, daß sie diesmal bereits während des zweiten Teiles des Konzerts versuchen wollten, ihre unbegreiflichen Sinne für die Botschaften aus einem anderen Universum zu öffnen. Irgendwie kam mir das alles wie Hokuspokus vor.

Wir erreichten die "Glück-auf-Halle". Durch mein getarntes Sichtfenster erkannte ich Scharen von Swoon, die sich auf die Eingänge zuschoben. "Semmel's Hot Shots" schienen wirklich einen großen Erfolg verbuchen zu können. Dart wählte einen anderen Weg, den für Extraplanetarier, wie auf den blinkenden Hinweisschildern zu lesen war. Ich wunderte mich, als er plötzlich eine Eintrittskarte in seiner Hand hielt. Natürlich mußten auch dabei die Zatara-Schwestern ihre Finger im Spiel haben.

So dachte ich. Und dann fiel mir ein, daß Comanzatara und Huakaggachua ja gar keine Finger besaßen. Meine Gedanken wurden wieder abgelenkt, denn jetzt erkannte ich aus meinen Beobachtungen, daß sich mindestens zweihundert Nicht-Swoon an diesem Eingang drängelten. Mir gefiel das nicht, denn hinter jedem Lebewesen, das kein Swoon war, vermutete ich automatisch die Helfer und Häscher Stygiens. Wir bekamen einen Platz in einer der oberen Tribünen zwischen einer Gruppe von Springern und Epsalern, die bereits jetzt die

Melodien grölten oder summten, auf die sie von "Semmel's Hot Shots" warteten. Die Halle bot einen wirklich imposanten Eindruck. Nach meiner Schätzung paßten zehntausend Swoon und zusätzlich fünfhundert andere, vor allem größere Wesen, in dieses unterirdische Bauwerk. Roboter ordneten die Scharen der Hereinströmenden und wiesen ihnen den Weg. Die dreidimensionalen Leuchtflächen an drei Seiten der Halle und an deren Decke strahlten auf. Die Mitglieder von "Semmel's Hot Shots" wurden einzeln vorgestellt. Ich hörte kaum zu und registrierte auch die Namen nicht. Dazu gab es keine Veranlassung.

Ich verkroch mich in mich selbst und kapselte mich ab. Mein dummes Gefühl wurde immer stärker. Manchmal hatte ich sogar etwas Angst. Als ich die beiden Zataras einmal ansprach, reagierten sie nicht. Sie waren schon jetzt in einem Rausch, in dem sie die Wirklichkeit nicht mehr vollständig wahrnahmen. Ich verfluchte insgeheim den Moment, an dem ich meine Zustimmung zu diesem unsinnigen Konzertbesuch gegeben hatte. Ich würde davon nichts haben. Das stand für mich schon jetzt fest.

Endlich begann das Konzert. "Semmel's Hot Shots" traten zuerst mit allen acht Mann auf. In den folgenden beiden Stücken spielten jeweils fünf, sechs oder sieben von ihnen. Der Ara-Medizinmann an dem klobigen Kasten eines antiken Klaviers war jedoch immer dabei.

Anfangs hörte ich gar nicht auf die Musik. Ich lauschte auf die Reaktionen der Zatara-Schwestern und bekam Begeisterung zu spüren. Coma und Hua (so sprachen sie sich jetzt an, wie ich aus dem Parlafon hören konnte) versanken in eine Traumwelt. Sie waren jetzt noch weniger ansprechbar als zuvor.

Dann schlichen sich die teilweise sehr melodischen und oft auch fetzigen Klänge in meinen Kopf. Sie rumorten darin herum, bis ich mich ertappte, wie ich mit einem Fuß im Rhythmus der Musik wippte. Verärgert stoppte ich diese überflüssigen Bewegungen.

Auch in der Folgezeit merkte ich, wie mich die Musik immer stärker in ihren Bann zog. Etwas war an dem wahr, was die Zataras darüber gesagt hatten. Die frischen Klänge strahlten eine Faszination aus, die auch nicht vor mir haltmachte. Meine Beine bewegten sich automatisch mit, ob ich es wollte oder nicht. Es war schon etwas dran, an diesen "heißen Schüssen".

Ich ließ mich treiben, bis ich merkte, daß Comanzatara und Huakaggachua keinen Laut mehr von sich gaben. Sie befanden sich offensichtlich schon auf der Suche nach ihrer Heimat.

Ich versuchte, mich von dem Einfluß zu entfernen, und schaltete das Funkgerät ein. Die Vi-Seele meldete sich sofort. In Hulosstadt war alles in Ordnung. Um mich weiter abzulenken, drehte ich das Frequenzband des Zweitempfängers wahllos durch. Die in der Regel verschlüsselten Privatverkehre konnte ich natürlich nicht verstehen. Ich entdeckte aber ein offenes Funkgespräch, das besonders deutlich zu verstehen war. Es mußte in der näheren Umgebung stattfinden. Es paßte eigentlich nicht zu mir, anderer Leute Gespräche zu belauschen, aber wenn diese auf eine Verschlüsselung verzichteten, mußten sie

damit rechnen, daß jemand zuhörte. Zugleich bedeutete das aber auch, daß es sich um nichts Wichtiges handeln konnte. Mir konnte dieses Mithören aber dazu helfen, mich von der Musik abzulenken.

Die gehörten Worte ergaben zunächst keinen Sinn. Drei offensichtlich männliche Wesen unterhielten sich.

“Was zeigt denn der Orter?”

“Bild ist unklar. Die anderen stören.”

“Aber das ist er doch. Ist sie nun drin oder nicht?”

“Wo? Im Kopf? Die beiden Sträucher sind wieder da. Aber die Bombe kann ich nicht entdecken. Shad Brothuhns Plan scheint nicht zu klappen.”

“Meine Signale weisen drei Lebewesen aus, aber ich kann sie ja nicht lokalisieren. Das mußt du bringen.”

“Ich hab' jetzt keine Zeit. Der Rag geht zu Ende. Und bei der nächsten Nummer muß ich den Baß spielen. Varlo macht für mich weiter.”

Ich trug seit einiger Zeit stets ein paar technische Geräte siganesischer Mikrobauweise mit mir herum. Das war eine Vorsichtsmaßnahme, die ich ergriffen hatte, als die beiden Shada mich überfallen hatten.

Es geschahen drei Dinge fast gleichzeitig. Die Musik verstummte, weil ein Stück zu Ende war. Der Beifall brandete auf. Das Funkgespräch verstummte. Und dann erklang ein Summton aus dem Gerätetäschchen meiner Kombination. Ich las das Signal ab und stellte fest, daß ich sowohl von Strahlen eines Hohlraumtasters erfaßt worden war, als auch von denen eines Biosensors. Jemand suchte nach einem Lebewesen. Natürlich konnte das nicht hier in der “Glück-auf-Halle” sein.

“Sie ist da”, hörte ich im gleichen Moment aus dem Funkgerät. “Sind die Geschütze bereit?”

“Einen Moment noch, George. Wir tarnen das mit der Lasershow, denn dann fällt ja nichts auf. Soll der alte Roboter sehen, was er als Erklärung vorbringt, wenn er's übersteht. Wir haben nichts damit zu tun, hähä.”

“Warte einen Moment ab, in dem du alle drei auf einen Schlag erwischst. Sie haben ja keine Ahnung.”

“Klar, Joko. Ich habe sie und das rechte Gestüpp in der automatischen Zielortung. Wenn sich die idiotischen Epsaler ein bißchen zur Seite bewegen, kriege ich auch das andere Gestüpp ins Visier.”

Auf der Bühne schwenkte das Klavier herum. Das nächste Stück begann. Und Comanzatara und Huakaggachua träumten irgendwo in der Ferne eines anderen Universums namens Tarkan ihrer Heimat hinterher.

Aus dem Unterbewußtsein tauchten bei mir plötzlich die Namen auf, die ich bei der Vorstellung von “Semmel's Hot Shots” in der Einleitung gehört hatte: Reiner Brothuhn, George Kappal, Joko Atirbris, Varlo Bezz, Jester...

Und da war doch das Wort “Shad” gefallen!

Es durchzuckte mich wie ein Hochspannungsschlag! Ich erkannte, daß diese Männer über die Zataras, Dart und mich sprachen. Meine dumpfe Ahnung hatte mich nicht getrogen. Diese ganze Show hatte nur ein Ziel gehabt, mich aus

meinem Versteck zu locken. Und mich und Comanzatara und Huakaggachua mit einem Schlag auszuschalten! Die Häscher des Sohos hatten einen raffinierten Plan ausgeklügelt, um mich aus meinem Versteck zu holen und zu beseitigen.

Ich war in Todesgefahr. Und die Zataras träumten den Traum ihrer Heimat.

Ich schrie ihnen zu, was ich erkannt hatte, aber erwartungsgemäß reagierten sie nicht. Sie waren körperlich da, aber nicht mit ihren fremden Sinnen.

“Dart! Bewege dich schnell und so, daß sich stets jemand zwischen uns und der Bühne befindet. Und dann mach, daß wir von hier verschwinden. Aber mit höllischer Geschwindigkeit.”

“Zwei unsinnige Forderungen”, antwortete der Roboter. “Dir gefällt es hier nicht, aber Coma und Hua leben auf.”

“Tu, was ich sage! ,Semmel's Hot Shots' sind Mörder, die der Soho geschickt hat. Wir sind in höchster Gefahr. Die Zataras träumen. Sie können nicht...”

Er bewegte sich im gleichen Moment, als ich aus dem Funkempfänger das Wort “Jetzt!” hörte. Laserstrahlen der harmlosen Art jagten durch die “Glück-auf-Halle”, und die Musik setzte wieder ein. Die drei hochenergetischen Strahlenbündel gingen in diesem Chaos unter. Nur Dart Hulos und ich merkten sie.

Dem Roboter wurde ein Arm abgerissen. Die beiden anderen Schüsse streiften seine Beine und verwandelten das Metall in Glut. Comanzatara und Huakaggachua schrien auf. Und sie erwachten. Ich brüllte mir meine Verzweiflung aus dem Leib. Was ich genau von mir gab, konnte ich später nicht mehr sagen.

Die Menge in der “Glück-auf-Halle” merkte nichts von diesem Geschehen. Selbst die in unserer unmittelbaren Nähe stehenden Epsaler und Springer hüpfen nach der Musik, die jetzt noch lauter war. Sie gaben sich dem Taumel aus Klängen und harmlosen Laserstrahlen hin, ohne zu merken, daß auf Coma, Hua und mich ein tödliches Attentat verübt wurde.

Dart Hulos duckte sich hinter zwei breite Gestalten. Er reagierte jetzt konsequent und richtig. Die nächste Salve aus dem Klavier jagte in das Holz der Bodenvertäfelung. Jetzt merkten einige der Umstehenden, daß etwas nicht stimmte. Sie schrien auf.

“Wir gehen”, hörte, ich Comanzataras Stimme aus dem Parafon. “Denn wir haben erkannt.”

Das klang merkwürdig und beängstigend für mich.

Die beiden Zataras materialisierten mitten auf der Bühne. Die dort spielenden fünf Musiker von “Semmel's Hot Shots” ließen ihre Instrumente fallen und rannten nach allen Seiten davon. Sie hatten jedoch keine Chance.

Comanzatara löste eine Explosion aus, die der damals vor sechzehn Jahren in Norwegen auf Terra glich, als sie Oliver Grueter dazu brachte, sich mit seiner eigenen Waffe zu töten, um mich zu retten.

Das Klavier explodierte. Es zerriß den Ara-Mediziner. Dann folgten in schneller Folge weitere Explosionen, die den Aufschrei der Massen übertönten. Ich sah durch mein Fenster in Dart Hulos, wie sich in Sekunden die Bühne in ein

Trümmerfeld verwandelte, in dem es kein Überleben geben konnte.

“Wir sind wieder hier”, erklang es zweistimmig aus dem Parlafon. “Es war hart, Jizi, was wir getan haben, aber wir mußten es tun. Wir haben auch keine Gewissenbisse. ,Semmel's Hot Shots' waren ,Sothos Heiße Schüsse'. Wir haben zurückgeschossen. Sie haben uns mit der Musik geholfen, aber auch psionisch eingelullt. Und jetzt verschwinden wir.”

Sie waren erschöpft, denn die räumliche Versetzung brachte uns gerade an die Oberfläche, nicht jedoch nach Hulosstadt. Huakaggachua konnte gar nichts mehr sagen. Und Comanzatara teilte mir leise mit, als ich das Flugaggregat des lädierten Roboters Dart Hulos starten ließ:

“Wir haben unsere Heimat gesehen. Sie ist sehr schön, Jizi.”

“Ich bringe euch nach Hause”, antwortete ich. “Die Vi-Seele lässt schön das Wasser erfrieren, damit ihr euch regenerieren könnt.”

“Danke.” Ihre Stimme wurde leiser. “Unsere Heimat in Tarkan ist schön ...”

ENDE